



1975

Essays und Autobiographisches

Ida Boy-Ed

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Boy-Ed, Ida, "Essays und Autobiographisches" (1975). *Essays*. 1.
http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Ida Boy-Ed

Essays und Autobiographisches

Ida Boy-Ed: Essays und Autobiographisches

Textgrundlage ist die Ausgabe:

Ida Boy-Ed. Eine Auswahl von Peter de Mendelssohn, Lübeck: Verlag der Buchhandlung Gustav Weiland Nachf., 1975.

Die Paginierung obiger Ausgabe wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

Inhalt

Dorothea Schlözer	4
Thomas Mann: Königliche Hoheit	21
Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen	28
Thomas Mann: Der Zauberberg	34
Lübeck als Geistesform	42
Thomas Mann. Versuch einer Deutung	45
Wenn man zurückdenkt	51
Lehrling in der Welt	60
Begegnungen mit Georg Brandes	74
Ich selbst	78
Biographie	83

Dorothea Schlözer

Man kann kaum einen außerordentlichen Menschen näher betrachten, ohne alsbald auf eine Unerklärlichkeit in seinem Wesen oder seiner Betätigung zu stoßen. Der Geheimrat, Professor August Ludwig Schlözer, nachmals von russischen Kaisers Gnaden von Schlözer, war zu seiner Zeit der erste Historiker Deutschlands und sein Ansehen bei allen Regierungen und Fürsten ein so großes, sein politisches Urteil, das er vor allem in den »Göttinger Staatsanzeigen« zum Druck brachte, ein so gefürchtetes, daß Maria Theresia bezüglich der Teilung Polens die Worte sprach: »Was wird Schlözer dazu sagen?« Das bürgerliche Lebensbild des angesehensten Geschichtsschreibers weist beifallswürdige Linien auf: Schlözer war hochgeachtet, seine Schüler hingen an ihm, sein Familienleben war reinlich, er zeigte sich als gewissenhafter Vater gegen seine Söhne.

Und dennoch war ebendieser bedeutende Mann imstande, eine Handlung blindwütiger Gelehrtenrechthaberei zu begehen und dazu seine, ihm am 10. August 1770 geborene Tochter zu mißbrauchen. Sie war ein Wunderkind – vielleicht. Denn man kann nicht wissen, ob die Hirne anderer begabter Kinder Zumutungen erfüllen würden, wenn Eltern so törricht wären, ähnliche an sie zu stellen wie Schlözer an seine kleine Tochter. Er unternahm es, die Intelligenz und die körperliche Frische seines eigenen Kindes bis zum Unglaublichen anzuspannen, nur um einem Gegner etwas zu beweisen!

Schlözer haßte nämlich Basedow. Wir kennen ihn aus der kernigen Schilderung Goethes in »Wahrheit und Dichtung«. Basedows neue Anschauungen über Erziehung regten gerade damals alle Menschen an und auf, die sich für Pädagogik interessierten. Und das waren fast alle Gebildeten. Es ist sehr merkwürdig, wie die Erziehungs- und Ausbildungsfragen, die uns in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem großen Kriege so leidenschaftlich beschäftigten, hundertdreißig Jahre früher ebenfalls an der Schwelle ungeheurer Umwälzungen schon ihr Vorspiel hatten, mit fast genau den gleichen Hauptpunkten: die alten Sprachen und ihr Wert oder Unwert für den Bildungsgang; Ausschaltung der Religion aus dem Unterricht; die Frage der geschlechtlichen Aufklärung und viele andere Einzelheiten. – Von Rousseau beeinflusst, war Basedow ein Mann gesunden Gefühls, aber noch nicht geklärter Einsicht in die schwierigste Materie; er wünschte vor allem, was auch wir heute als das Erstrebenswerte erken-

nen: in freier Natürlichkeit gleichmäßige Ausbildung von Körper und Geist.

108 Schlözers Steckenpferd war nun aber Pädagogik. In seinen Liebhabereien ist jeder Mensch empfindlicher als in seinem eigentlichen Fach. Basedows Anschauungen reizten den Göttinger Professor, der in seinem Widerspruch gegen die neue Strömung jedes geschmackvolle Maß verlor. Er keifte gegen Basedow. Unterhaltsam liest sich die Vorrede, die er zu einem Erziehungsbuche des Franzosen L.R. de Caradeuc de la Chalotais schrieb. Es ist eine literarische Schimpferei und beweist, daß der gute Ton in der Kritik des Gegners allezeit etwas Rares gewesen ist. Da nun Basedow obendrein das weibliche Geschlecht einer gelehrten Ausbildung für unfähig hielt, mußte ihm Schlözer einen Gegenbeweis liefern. Er mußte. Seine Professoreneitelkeit und seine Rechthaberei im Punkte der Pädagogik wären sonst erstickt in ohnmächtigem Zorn.

Und da war ihm denn seine einzige Tochter das willkommene, brauchbare, alles hergebende Beweisinstrument! Mit den Söhnen, die ihm die Ehe segneten, verfuhr er vernünftig. Die kleinen Fibeln, die er für ihren Leseunterricht verfaßte, sind sehr knapp, brauchbar und drollig; ebenso die Gedichte, die er zum Auswendiglernen für sie reimte. Aber Dorothea! Es ist, als stelle man eine Kuriositätenliste auf, wenn man aufzählt, was alles an Wissen in ihr junges Gehirn hineingestopft wurde! Die Mutter scheint kein Einspruchrecht bei dieser geistigen Mißhandlung und verschrobenen Erziehungsmethode gehabt zu haben. Und doch hat die Frau künstlerische Fähigkeiten besessen, wengleich verbildeter Art. Sie fertigte »Radelmalereien« an, das heißt, suchte, in der unausrottbaren und immer wiederkehrenden Bestrebung dem Material Gewalt anzutun, mit Nadel und Stickseide zu erreichen, was Aufgabe des Pinsels und der Farbe ist: Landschaften abzubilden. Hierin hatte sie solche Fertigkeiten erlangt, daß sie sogar 1806 zum Ehrenmitgliede der Akademie der bildenden Künste zu Berlin ernannt wurde. Vielleicht war das aber nur eine Höflichkeit gegen die Gattin des Berühmten und die Mutter der Berühmten.

109 Ja, das Kindheitsbild der kleinen Dorothea war nicht vom hellen Sonnenschein sorgloser Jugendfröhlichkeit bestrahlt, sondern in seinem Rahmen häuften sich die dicken Folianten, und der Dunst des Bibliothekstaubes und der Druckerschwärze war ihr Atmungsstoff. Das gebräuchlichste Wort der Kindersprache »ich will« ist wohl nie über ihre Lippen gekommen, denn kaum, daß sie überhaupt sprechen lernte, hieß es schon immer: »Du mußt!«, und der Vater trichterte ihr Köpfchen voll. Mit einem

Jahr und zwei Monaten fing ihr Leseunterricht an! Erquicklich wirkt es geradezu, daß sie mit zwei Jahren und acht Monaten zu stricken begann – gleichsam als schwache Betonung ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht. Übrigens wurden später auch Tanz und Musik berücksichtigt. Schlözer ließ die Kleine auch Plattdeutsch lernen, weil er der Ansicht war, daß das Niedersächsische eine günstige Vorbedingung zur Erlernung fremder Sprachen sei. Alles, was in Dorotheas Leben und Umwelt geschah, fand auf das merkwürdigste hundert Jahre später sehr ähnliche Wiederholungen, als habe ein geheimes Gesetz obgewaltet, aus ihr gewissermaßen ein Probestück für Zukünftiges zu machen. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchte abermals diese Anschauung auf, und viele Familien pflegten damals als Grundlage für jegliche Sprachübung mit ihren Kindern zuerst Plattdeutsch zu reden. – Wenn es denn wirklich ein Hilfsmittel war, durch diese Mundart leichter zur Bemeisterung fremder Sprachen zu gelangen, hat es bei Dorothea seine Schuldigkeit getan. Sie lernte bald auch Französisch, Englisch, Lateinisch, Italienisch, Schwedisch, Holländisch und Griechisch. Und mit siebzehn Jahren konnte sie sich in zehn verschiedenen Sprachen mit gelehrten Männern über wissenschaftliche Gegenstände der verschiedensten Art unterhalten. Geometrie kam um ihr sechstes Jahr herum in ihren Lehrplan, und rasch schritt sie zur angewandten und höheren Mathematik vor. Aber natürlich war die Fachwissenschaft ihres Vaters vor allem die Materie, die sich wie ein Granitblock auf sie wälzte: sie mußte ihr eigenes Hauptfach daraus machen, dickbändige Werke durchstudieren und ihres Vaters Vorlesungen hören. Schon schwindelt einen, wenn man diese Überfülle bedenkt. Aber für Schlözers Bildungswahnsinn schien dies alles noch keine Abrundung des Wissens zu sein. Dazu gehörte für seine Wünsche noch viel. Zunächst stellte sich die Mineralogie als noch nicht durchgepflügtes Ackerland dar. Wenn man Dorothea zwang, es zu bearbeiten, konnten neue, aufsehenerregende Erfolge erwachsen. Göttingen war Universität, demnach fanden sich – man möchte beinahe sagen unglücklicherweise – für jedes Fach die besten Lehrkräfte bereit. Der Hofrat Gmelin unterrichtete sie. Aber dem theoretischen Wissen sollte das praktische angefügt werden. Bergwerkskunde zu studieren, war in Claustal im Harz Gelegenheit. Dort befuhr Dorothea zum Erstaunen ihrer Zeitgenossen in Mannskleidern die Gruben und gewann in fünf Wochen immerhin so viel Fachkenntnisse, daß sie sich von ihnen gestützt fühlen konnte, als sie ihr Buch über die Bergwerksgeschichte des russischen Kaiserreichs verfaßte.

Bei manchen Menschen beruhigen Erfolge die Eitelkeit; bei andern wird sie dadurch nur unersättlicher. Schlözers Vateitelkeit und Gelehrtenrechthaberei rasten weiter. Und schwer nur hielt man ihn davon ab,
111 die Tochter auch einen vollständigen medizinischen Kursus durchmachen zu lassen. Für diesen mühsam bezwungenen Wunsch suchte seine Begierde einen Ausgleich. Botanik, Chemie, Naturgeschichte und Anatomie ließen sich noch auf den schon vorhandenen Bildungsballast häufen. Mit Schaufeln wurde die Gelehrsamkeit aufgeschüttet. –

Und so genoß Schlözer am 17. September 1787 den unsäglichen Triumph, daß seine Tochter, siebzehn Jahre alt, die Doktorwürde der philosophischen Fakultät von Göttingen erlangte. Es war eine große und in den zeitgenössischen Journalen mit Ausführlichkeit beschriebene Feier, bei welcher Dorothea im bräutlichen Schmuck erschien – wohl zur sinnbildlichen Andeutung, daß sie sich reinen Leibes und keuscher Seele der Wissenschaft gelobe. Schlözer war glücklich, und seine pädagogische Besserwisserei glaubte gegen Basedow ein Atout-As ausgespielt zu haben. Ihm entging völlig, da er Scheuklappen trug und nur den Gegner, nicht aber Natur und Entwicklungsgesetze vor sich sah, daß ein solcher Einzelfall nur Absonderlichkeitswert, aber keinen Beweiswert hatte.

An das Gemütsleben der Tochter, an ihre Nerven, ihre Körperfrische, an alle ihre Jugendrechte dachte er nicht.

Das Bild dieses lehrwütigen Professors wäre nicht schwer zu zeichnen. Wenige und keineswegs selten zur Verwendung gekommene Striche stellen ihn hin, denn er ist nur die Variante eines Typs. Schwerer ist Dorothea zu erfassen. Sie war ein Opfer. Ganz gewiß. Aber sie war es nicht durchaus und nicht in jeder Stimmung. Sie trug die Last, die man ihr aufbürdete,
112 mit Seufzen. Aber sie genoß auch voll Selbstgefühl alle die Bewunderung, die man ihr darbrachte. Ihr Kindheitsweg führte zwischen Weihrauchwölkchen dahin; das mag manchenmal die einfachen Jugendwünsche nach Spiel und Freiheit umnebelt haben.

In den trockenen Berichten von Zeitgenossen über diesen erstaunlichen Wissens- und Bildungsgang steht allerlei zwischen den Zeilen. Zuweilen huscht ein Wort vorbei und weckt Nachhall in der Seele – ein Wort, das von unerhörten Qualen eines jungen, geknechteten Geistes viel verrät. Die Art, wie sie aus alten Klassikern, aber auch aus manchen dünnen Schmöckern Sprachen lernen mußte, sagte ihr wenig zu. Aber der Wille des Vaters zwang sie, sich zu fügen. Täglich prüfte er sie. Wehe ihr, wenn diese Nachforschungen einmal nicht nach Wunsch ausfielen, wenn Doro-

theas Gedächtnis eine Zahl entglitten war – dann brach heftiger Zorn über sie aus, gleich Ungewittern. Jedes Wissensgebiet, das betreten wurde, war von der Laune des Vaters, nicht etwa von der Neigung der Tochter gewählt, die gar nicht befragt wurde. Glückten einmal die ihr aufgezwungenen Arbeiten nicht sogleich, verfiel Schlözer in üble Stimmung und ließ die arme Kreatur darunter leiden. Von früh bis in die Nacht hinein saß Dorothea über Büchern gebückt, und man sieht ohne viel Aufwand und Phantasie ein erschütterndes Bild: Draußen lockt Sonne, Frühling und Jugendluft. Aber drinnen neigt sich ein blondes, schönes Mädchenhaupt schwer über bedruckte Seiten. Dorothea weiß: würde sie nur einmal die Stirn emporheben, um ihre Blicke sehnsüchtig hinausschweifen zu lassen – der sie bewachende Drillmeister drängte sofort mit heftigen Ermahnungen auf sie ein! Sie soll doch seinen Behauptungen und seiner Eitelkeit zum Triumph verhelfen – also muß sie weiter gepeitscht werden, unaufhörlich; und je früher das Ziel erreicht wird, desto brillanter und beweiskräftiger scheint Schlözers Sieg.

113

Und während nun so gewaltige Wissensmengen über sie herfielen gleich Geröllmassen eines Bergsturzes, der alles liebliche Blüten niederdrückt, schlug ein Wort nie an ihr Ohr. Das Wort Poesie! Nichts erfuhr Dorothea, gar nichts von Dichtung, weder in Prosa noch in Versen, weder ausländische noch deutsche. Und Deutschland besaß schon Lessings und Klopstocks Werke, Goethes und Schillers Namen umglänzte schon junger Ruhm. Aber Schlözer haßte die Poesie und hielt die Beschäftigung mit ihr für leeren Zeitvertreib. Wie völlig paßt dieser Zug zum Bild des Mannes. Und wie oft fand und findet man den gleichen im Wesen so manches deutschen Gelehrten. Diese feindselige Haltung Schlözers gegen alle Poesie und alle schönen Künste kam in diesem Fall seinen Zwecken aber besonders dienlich entgegen. Dorotheas Phantasie wurde gar nicht geweckt! Vielleicht, nein gewiß: all dies Einpauken war nur möglich, weil die selbsttätigen, künstlerischen, phantasieüppigen Regungen der jungen Seele ruhten, gar nicht zum Erwachen kommend, wahrscheinlich sogar im Keime erstickt wurden (denn Dorothea ist immer nur Aufnehmende geblieben, nie Schaffende geworden). Und so wurde die rein gedächtnismäßige Verarbeitung des Lernstoffes nicht von Beunruhigungen durchkreuzt.

Als Abwehr und Schutz gegen diesen Vater, der leicht hätte zerstören können, wo er ein Wunderwerk aufbauen wollte, war Dorothea vom Geschick eine zur Gleichmäßigkeit neigende Verstandsnatur geworden. Au-

114

ßerdem besaß sie etwas Prachtvolles: eine köstliche Heiterkeit und Gesundheit. Dank dieser beiden Eigenschaften verdorrte oder zerbrach sie nicht in der wahnwitzigen Jagd nach welken Lorbeeren. Denn der frischgrüne Zweig freudig erworbenen Wissens oder begeistert geübter Kunst war es ja nicht. Und wie wenig auch im Grunde dem Vater selbst dieser Studiengang für die Tochter eine heilige Notwendigkeit gewesen war, sollte sich später noch erweisen. –

In größeren Zwischenräumen konnte Dorothea etwas Luft schöpfen. Es öffneten sich dann die Pforten ihres Bibliotheksgefängnisses. Sie wurde mit auf Reisen genommen. Aber auch auf diesen würde sie, soweit es auf den Vater ankam, nichts Wertvolles erhascht haben, wenn ihr nicht ihre angeborene gewinnende, frische Art Freunde erworben hätte. Um so mehr erweckte sie gütige Gesinnung, sicher auch wohl heimliches Mitleid, denn es mag manche mütterliche Frau Weh empfunden haben für die um alle Kinderlust Betrogene. Ihr Vater sah auf Reisen weder etwas von Kunst noch Natur. Er kannte nur sein Fach und verachtete jedes andere. Landschaften sprachen nicht zu einem Geiste wie dem Schlözers, der überdies kurzsichtig war. Also fuhr er an allem vorbei, ohne zu erwägen, ob seine Tochter sich etwa an Gottes Wundern in Berg und Tal erbauen möge – eine solche Art von Erbauung wäre überdies im Basedowschen Geschmack gewesen. Also: blind vorüber an den Zaubern der Welt! Die Kunstschätze Roms wären Dorothea völlig unbekannt geblieben, wenn bei ihrem Aufenthalt dort nicht Wilhelm Heinse, der Verfasser des ›Ardinghello‹ sie herumgeführt haben würde. Schlözer war wohl ahnungslos, wer Heinse sei – ein Dichter! So etwas stand nicht in Schlözers Sehfeld. Ein weit- und literaturkundiger Vater würde doch vielleicht Bedenken getragen haben, die noch sehr junge Tochter gerade einem Poeten anzuvertrauen, der aus seiner liederlichen Phantasie und dem Prinzip, den glühenden Genuß des Augenblicks über alles zu stellen, gar kein Hehl machte. Schlözer überließ aber seine Tochter sich selbst; er war oft von Rom abwesend und hatte seine übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, die darin bestanden, eine Gruppe reicher junger Engländer durch Italien zu geleiten. – Derweilen konnte Dorothea dann in freundlichen Familien von seiner Geisteskultur aufleben und an Stelle der plebejischen Schufterei des Lernens um des Lernens willen das warmblütige, beglückende Erfassen kostbarer Werte setzen. – In Rom hatte sie auch eine Begegnung mit Pius VI.! Der Ruhm ihrer frühreifen Gelehrsamkeit war sogar bis zum Heiligen Vater gedrungen. Er wünschte sie zu sehen – noch hatte er Zeit für die abson-

derlichen Erscheinungen im römischen Fremdenverkehr; die Umwälzungen, die am Bestande des Kirchenstaates rütteln sollten, warteten noch hinter der Tür. Eine Begegnung mit dem Papst – das war eine solche gewichtige Angelegenheit, daß sie nicht ohne mancherlei Umstände und Vorbehalte in Szene gesetzt werden konnte. Dorothea mußte an einer bestimmten Straßenstelle warten, wo der Papst dann seine Karosse halten ließ. Auf diese Weise sah alles wie ein Zufall aus, und am Wagenschlag kniend, durfte sie huldvollen Fragen bescheidenlich antworten.

Höher noch als diese Auszeichnung wird Schlözer eingeschätzt haben, wie man später in Straßburg seiner Tochter huldigte. Als sie mit ihrer Mutter zu kurzem Aufenthalt einmal dorthin reiste, wallfahrte eine ansehnliche Deputation zu dem jungen weiblichen Doktor: geführt vom Rektor der Universität selbst, kamen Professoren und überbrachten ihr eine Matrikel.

116

Wieviel froher gestaltete sich aber das Reisen, wenn sie die freien, ergiebigen Stunden nicht nur zufälligen Fügungen abzurufen brauchte. Mit Freunden aus Göttingen fuhr sie 1790 zur Wahl und Krönung Kaiser Leopolds II. nach Frankfurt am Main. Und dort tat sie etwas ganz Einfaches und für ihre Jahre Selbstverständliches: sie unterhielt sich froh in allen Vergnügungen ungelehrtester Jugend! Dergleichen unwürdige und – weihrauchlose Dinge hatte Vater Schlözer sich aber nicht gedacht, sondern vielmehr erwartet, daß sie akademische Vorlesungen halten solle. Als nun die Kunde solcher Unnatur – dem Vertrockneten ist das Natürliche Verbrechen – zu ihm kam, kochten die Milliarden Buchstaben in seinem Gehirn, und aus dem Dampf des Zornes zuckte Blitzstrahl in Gestalt eines Heimkehrbefehles.

Aber es stand schon in fester Schrift in den Sternen geschrieben, daß die Tochter nicht mehr lange das Opfer der Basedow-Feindschaft und Vätereiheit bleiben sollte. Kurze Zeit, nachdem Dorothea heimgekehrt war, reiste ihr Vater mit ihr nach Hamburg, Kiel und Lübeck. Es war im April 1791.

Zu dieser Zeit lernte Dorothea in Lübeck den Senator Matthäus Rodde kennen. Er, der schon einmal vermählt Gewesene, warb um ihre Hand, und sie sagte freudigen Herzens ja. Daß bei diesem Bündnis von ihrer Seite die Gedanken an seinen Reichtum mitsprachen, darf man annehmen, denn sie hatte schon als Fünfzehnjährige einmal brieflich einer Freundin erklärt, daß sie niemals einen unbemittelten Mann heiraten werde. Und bei Rodde rührte sich wohl etwas die Eitelkeit, der es gefiel, eine so be-

117

rühmte und schöne Frau sich zu erwerben. Aber beide Teile waren sich kaum dieser Nebenströmungen deutlich bewußt oder hielten sie jedenfalls hinter der Schwelle der Eingeständnisse, die man sich selbst macht. Von außen gesehen, war es eine Neigungsheirat.

Und hier tut sich ein neues Rätsel auf. Man denkt vielleicht, ein Kampf sei an diesem Wendepunkt entstanden? Zwanzig Jahre lang hatte Schlözer seine Tochter in den Dienst der Gelehrsamkeit gezwungen, im Brautschmucke sie der Doktorwürde zugeführt. Man konnte denken, daß es ihm eine teure Pflicht gewesen sei, ein unerhört begabtes Geschöpf ihrer besonderen Vorbestimmung gemäß der heiligen Wissenschaft ganz zu weihen. Aber nun sah man es deutlich: sie war ihm nur das Beweismittel zu seinem Zweck gewesen! Eine Heirat mit einem sehr wohlhabenden, klugen – aber gar nicht gelehrten –, in seinem hanseatischen Gemeinwesen angesehenen Mann konnte geschlossen werden, und Schlözer erhob nicht den geringsten Widerspruch, man merkte nichts von einem Zwiespalt, der doch hätte entstehen müssen, wenn die vorangegangenen zwanzig Jahre von unverbrüchlichen Notwendigkeiten bestimmt gewesen wären!

118 Dorotheas Linie bog sich plötzlich ganz um. Den Doktorhut umkränzte die Myrte, und sie weihte sich dem natürlichen Frauenberuf. Aus dem dürren Staub der Bibliotheken kam sie hinaus in den rasch dahinflutenden Strom der Zeit. Das sklavische Studium war vorbei. Die gewaltigen Aufgaben des Lebens wollten erfaßt und bewältigt werden.

Dieser Strom der Zeit floß nicht mehr im sicheren Bett; er quirlte dahin und nagte an allen festen Ufern. In Frankreich fielen die Häupter des Königs und der Königin; von der Revolution aus führten elektrische Fäden in jede Intelligenz in ganz Europa, und überall glühten Funken auf. Ein neuer Name hallte durch die Welt, und man horchte auf, wo er erklang: Napoleons Stern stieg am noch düsterroten Himmel empor.

Dorothea konnte nun von zunächst noch sicherer und freier Stätte aus allen Ereignissen lebendig anempfindende Zuschauerin sein. Sie fühlte sich in einer freundlich-liebevollen Ehe geborgen und genoß in reiner, unverbildeter Kräftigkeit und Pflichttreue das Glück, Mutter dreier Kinder zu sein, immer deutlicher erweisend, wie ungebrochen die schöne Gesundheit ihrer Natur im Unfug ihrer Erziehung geblieben war. Ihr Haus war reich und gastfrei; der seiner Gattin ergebene Mann ließ sie darin schalten und sich mit allen ihren Neigungen nach ihrem Gefallen einrichten. Endlich konnte sie auch ihrem Kunstsinn Nahrung zuführen, den der Vater ja völlig hatte darben lassen. Wer mit ihr in Verkehr trat, war er-

staunt über die natürliche Ungezwungenheit ihrer Art. Niemals funkelte es anspruchsvoll hervor, daß sie an Wissen sich reicher wußte als fast alle Männer, mit denen sie in der Hanse- und Handelsstadt in Berührung kam. Der Erziehung ihrer Kinder widmete sie sich mit völliger Hingabe. So gelangte sie in diesen ersten ungetrübten Jahren recht zum Genuß ihrer eigenen Persönlichkeit, was vielleicht, wenn die Selbstkritik dabei nicht verlorengeliegt, der Genuß ist, der das stärkste Lebensgefühl erzeugt. Und dieses schon so reiche Dasein wurde vollends zur Harmonie umrundet durch eine edle Freundschaft, die verhütete, daß Dorothea, inmitten ihrer vorwiegend mit den wirtschaftlichen Daseinsbedingungen beschäftigten Umwelt, geistig darbt.

119

Charles de Villers hatte seine französische Heimat verloren. Er war Autodidakt. Vom Militärdienst, dem artilleristischen, also der »gelehrten Waffe« ausgegangen, wandte er sich der Philosophie zu. Mit tiefem Verständnis für deutsche Art und Kultur drang er in Kants Werke ein. Und er war der erste, der diesen strengen Namen und diese granitene Philosophie vermittelnd nach Frankreich hinübertrug. Daß sie dort nur äußerlich zur Kenntnis genommen werden und nie in französisches Wesen eindringen konnte, hat sich Villers nicht gesagt. Und die Offenbarungen, die 1870 wie 1914 brachten, haben leider deutlich erwiesen, daß alle Vermittlungsversuche dieses edlen Franzosen vergebliche Liebesmühe gewesen sind. Er aber widmete ihnen kühn und selbstlos sein ganzes Leben, dem die ebenso reine als leidenschaftliche Ergebenheit für Dorothea Rodde den Schimmer einer melancholischen Poesie gab. Die Revolutionsmänner in Frankreich hatten ihm seine Schrift über die Freiheit gewaltig übergenommen. Er mußte fliehen. Auf Irrfahrten durch allerlei deutsche Städte kam er nach Göttingen, um Schlözers Vorlesungen zu hören, und lernte dort Dorothea kennen. Für sie schrieb er damals in Briefform eine Anweisung über die beste Methode, sich der französischen Sprache zu bemächtigen.

120

Villers war mittellos und blieb es sein ganzes Leben. Er versuchte von Göttingen über Lübeck nach Petersburg zu kommen. In der Hansestadt sah er Dorothea wieder. Ein wundervolles geistiges Verstehen flammte zwischen beiden auf, und Rodde bot ihm mit einer vornehm großartigen Geste eine unbegrenzte Gastfreiheit an. Für alles, was er an Wohltat von dem Mann und an geistigem Besitz von der Frau empfing, hat er in ersten Tagen später, wichtig und praktisch, heiße Dankbarkeit erwiesen. In jenen Zeiten waren die auf der Grenze zwischen Liebe und Freundschaft

stehenden Seelenbündnisse sehr häufig. Die Vorbedingungen dazu lagen in den ungeheuren und erregenden Umwälzungen aller Bestandenen. Dennoch blieb es nie aus, daß solche Seelenbündnisse die Mäuler der Zeitgenossen und die Federn der Nachwelt in Bewegung setzten. Nicht jedermann würdigte, wie sollte auch der Alltägliche je verstehen, was den Auserlesenen Notwendigkeit ist, daß zwischen dem edlen Franzosen und der bedeutenden Frau ein herrlicher Austausch von Kulturblüten ihrer Nationen stattfand. Villers fand in Dorotheas Nähe aber auch Männer von literarischem Ruf; mit dem Eutiner Dichterkreis wurden lebhaftere gesellige Beziehungen unterhalten. Der Briefwechsel, den Villers hinterließ, zeigte, daß die erlesensten Deutschen der Zeit, an ihrer Spitze Goethe, Dank und Verständnis für sein Wirken hatten. Daß Frau von Staëls Werk über Deutschland auf Beeinflussung von Villers zurückzuführen ist, haben seine Biographen dargelegt; er war ihr unmittelbarer Vorläufer, aber auch der tiefere Erkenner deutscher Art. Und ganz gewiß hat die genaue Kenntnis einer edlen deutschen Frau, deren Seele und Leben offen vor ihm dalag, sein Verständnis so eindringend werden lassen.

121

Auf die Beziehungen zwischen Villers und Frau von Staël und auf deren Stellung zu seiner Freundschaft für Dorothea Rodde-Schlözer einzugehen, gestattet der Rahmen des Aufsatzes leider nicht. Dieses interessante und wenig gekannte Blatt der Literaturgeschichte schlage ich vielleicht ein anderes Mal auf.

Aber all dies freundliche Glänzen und hohe Streben konnte nicht ungestört bleiben. Über Europa ballte sich das furchtbare Gewölk der napoleonischen Kriege zusammen. Wenn kleine politische Gemeinwesen in das Chaos großer kriegerischer Bewegungen hineingerissen werden, trifft es sie härter als den widerstandsfähigeren großen Staat. Im unglücklichen Kriege, den Preußen und Österreich seit 1792 gegen Frankreich führten, kam es endlich soweit, daß auch die drei Hansestädte laut Reichsbeschluß zum Unterhalt aller Truppen beitragen sollten, obschon sie eine Anerkennung ihrer Neutralität von Frankreich hatten. Sie trachteten durch Gewährung einer großen Anleihe an Frankreich, sich diese Neutralität besonders zu sichern. Aber dann fiel es Rußland ein, die Neutralen zu beschützen! Ähnlich wie England »beschützt« – Kaiser Paul ließ dänische Truppen in Lübeck einziehen. So hatte die Stadt von allen Seiten her Last aufgebürdet bekommen. In Rastatt tagte in jenen verworrenen Jahren ein Kongreß, und Dorotheas Gatte, der Senator Rodde, vertrat dort die Interessen seiner Vaterstadt. Ein Kongreß wie alle, das heißt mit sich fortset-

zenden Unklarheiten als Resultat. Endlich schien es für die Hansestädte geraten, in Paris selbst mit dem Konsul Bonaparte zu verhandeln; Lübeck schickte Matthäus Rodde hin, der inzwischen von Kaiser Franz II. in den Reichsfreiherrnstand versetzt worden war.

122

Und so kam Dorothea nach Paris. Mit ihren Kindern, in Begleitung von Villers, folgte sie dem Gatten; wer war berufener als der teure Freund, ihr die Kunstschatze der interessantesten Stadt der Welt (und das war Paris gerade damals) zu zeigen. Rodde, ein diplomatischer Kaufmann und kaufmännischer Diplomat, eine staatsmännische Mischung ersten Ranges, von welcher es den Hansestädten in ihrer vielhundertjährigen Geschichte bis auf den heutigen Tag nie an prächtigen Exemplaren gefehlt hat, ging unterdes seinen politischen Geschäften nach. Sie waren unerquicklich, und »Geldzahlungen« hieß das ständige Leitmotiv, bei deren Zusicherungen, besonders an den unersättlichen Talleyrand, Rodde seinen persönlichen Kredit in der aufopferndsten Weise einsetzte, um nur die Selbständigkeit seiner Vaterstadt zu retten. Es gelang ihm – scheinbar. Roddes diplomatische Umsicht ebenso wie seine Eitelkeit auf seine schöne, berühmte Frau berieten ihn dahin, Dorothea fürstlichen Aufwand treiben zu lassen. Da nun auch Villers von seinen inzwischen zu Macht gelangten Freunden freudig willkommen geheißen worden war, so machten sie viel Aufsehen in Paris, und der deutsche weibliche Doktor war geradezu Mode. Man führte damals in verstümmelter Form »Die Zauberflöte« in der französischen Hauptstadt auf, und Dorothea schrieb darüber einen verurteilenden Aufsatz, den alle Zeitungen abdruckten. Das künstlerische und wissenschaftliche Paris drängte sich um sie; vor allem begegnete ihr der große Naturforscher Lacepede mit Auszeichnung, ebenso Georg von Cuvier, dessen auf der württembergischen Karlsschule begonnener Bildungsgang ihn bis zur naturwissenschaftlichen Professur an der französischen Akademie geführt hatte. Ebenso zeigte Dolomieu, der berühmte Geologe und Mineraloge, ihr verehrungsvolles Interesse. Auf einem Hoffeste wurde Dorothea Napoleon vorgestellt, der sehr schmeichelhafte Worte für sie hatte. Es war eine letzte Zeit des Glanzes und der Pracht für Dorothea, die damals in der vollsten Reife ihrer Schönheit stand.

123

Mit vielerlei Verträgen in der Tasche, reiste Rodde endlich mit den Seinen heim. Villers blieb nicht allein in Paris zurück! Alle Ehren verheißenden Anerbietungen, die man ihm dort machte, schlug er aus. Seine freigewählte Aufgabe, zwischen zweien gleichinnig von ihm geliebten Nationen zu vermitteln, hieß ihn, wieder nach Deutschland zurückzuzie-

hen, dahin, wo auch seine verehrte Freundin lebte. Und wie nötig er ihr war, sollte sich bald erweisen.

124 Die Verträge, die Rodde heimbrachte, sind nie gehalten worden; alle Bemühungen um die Gunst Napoleons zeitigten nur Scheinerfolge oder schlugen fehl, obschon Rodde nochmals zur Krönung des Kaisers nach Paris fuhr, auch später in Berlin als Bittender vor ihm stand. Die Kriege, sich durcheinanderwälzend und einer aus dem andern gebärend, gingen weiter. Frankreich und England fochten ihren Streit, wie das in früheren Jahrhunderten so Brauch war, zunächst auf deutschem Boden aus. Die französischen Truppen verschlossen Elbe und Weser den englischen Schiffen. Zunächst zwar entstand dadurch für Lübeck 1806 die gleiche günstige Fügung, wie sie 1914 sich ergab: im Hafen drängten sich die Schiffe, und der ganze Handel zog den Weg durch die Trave.

Freilich waren es damals meist englische Schiffe, die mit schwerbeladenen Borden in die Ostsee hinauszogen und von ihr hereinkamen. Eine kurze, großartige Blüte des Handels begann; frohen Herzens konnte man sich ihrer aber nicht erfreuen, denn unaufhörlich preßten die Franzosen der Stadt große Summen ab. Endlich wurde die Kontinentalsperre erklärt – ein Wort, das nach mehr als hundert Jahren abermals mit drohendem Klang den Hansestädten um die Ohren schwirrte. Und der Handel schloß ein. 1806 kamen 1508 Schiffe in den Hafen, wenige Jahre später waren es nur noch 78. Diese Zahlen haben eine erschütternde Bildkraft, man sieht förmlich, wie blühendes Leben langsam verdorrt. – Und das Haus Rodde ward ein Opfer dieser Zeit.

125 Vorher aber noch raste der Krieg an die alte, aus Vorsicht schon entfestigte Hansestadt heran und durch ihre Straßen. Alle Berufungen auf die Eigenschaft als offene, neutrale Stadt nützten nichts. Blücher ward von der Not in sie hineingezwungen und von der Übermacht wieder aus ihr hinausgeworfen. Die Franzosen tobten in ihr voll brutaler Siegertrunkenheit. Tage des Entsetzens kamen. Der 6. November 1806 brachte eine so unerhörte Anhäufung von Leiden, daß Scharnhorst drei Tage darauf schrieb, er habe Dinge gesehen, die zum Glück für die Menschheit selbst den erfahrenen Kriegern unbekannt bleiben. In diesen Tagen, wo Plünderung, Mord, Schändung und Mißhandlung aus der Stadt eine Hölle machten und die Regierung machtlos zusehen mußte, zeigten sich Dorothea und ihr Freund von hoher Fassung. Dorothea gewann es über sich, dem bei ihr einquartierten Marschall Bernadotte in voller Würde, doch in den verbindlichsten Formen der geistreichen Welt dame zu begegnen.

Er war von ihr bezaubert, und vielleicht ließ ihn vor allem dieser Eindruck den leidenschaftlichen Bemühungen Villers' Entgegenkommen zeigen. Charles de Villers trat überall den plündernden Soldaten bereedt entgegen; er wurde zu Bernadottes Geheimsekretär ernannt, um einen Titel zu haben, der seinem Auftreten Nachdruck gab. Was Villers in den schändlichen Tagen von den Truppen Davousts sah, hat er in seinem berühmt gewordenen »Brief an Fanny de Beauharnais« niedergelegt, Schilderungen, die ihm den Zorn Napoleons und die ihn später noch lange verfolgende Rache Davousts zuzogen. In dem ersten Bernadotte jedoch, den beide übrigens schon von Paris her kannten, gewannen sie sich einen Freund. Villers ertrotzte durch diese mächtige Gönnerschaft nicht nur der Freundin Schutz, sondern auch dem Elend der Stadt Linderung, ihr so hingebend die Gastlichkeit dankend, die er lange in ihren Mauern genossen. Bernadotte aber gab noch nach Jahren, als er Dorothea in Göttingen wiederbegnete, ihr die schmeichelhaftesten Beweise seiner Bewunderung ihres Geistes und ihres Charakters.

Der Orkan der Plünderungstage verbrauchte. Aber danach legte sich ein erzener Druck auf die Stadt, der auch Dorotheas Daseinsbedingungen unabwendbar zerpreßte. Einquartierungslasten und Kriegskontributionen nahmen das Geld aus dem Verkehr und den Taschen der Bevölkerung. Der laute Krieg mit Kanonengebrüll und Bluttausch hatte die Bevölkerung betäubt – der stille gegen den Handel war wie ein Vampyr, der ihm alle Lebenskraft auszog. Auch das Roddesche Haus starb in diesem elenden Kampf dahin, und 1810 mußte Matthäus Rodde seine Zahlungen einstellen.

Dorotheas Lebenslinie bog sich abermals um. Sorge und Dürftigkeit drohten. Und da hob die Zeit an, die eine edle Frau auf ragender Höhe zeigte. Größer ward sie nun, als sie jemals hatte sein können im Ruhm ihrer unfruchtbaren, zäh erarbeiteten Gelehrsamkeit. Bezwingender, als sie es im Glanz des Reichtums als gefeierte Herrin eines gastfreien Hauses und in den Sälen von Paris gewesen. Sie ertrug den äußerlichen Wandel ihres Geschicks mit stolzer Fassung. Und was für sie noch zu retten war an Kapital, eroberte ihr der treue Freund. Als die Gläubiger ihres Mannes die Hände auch nach ihrem Vermögen ausstreckten, das sie von ihren, in den beiden vorhergehenden Jahren verstorbenen Eltern geerbt hatte, trat Villers mit seinem ganzen Temperament und all seinem Scharfsinn gegen das Unrecht solchen Anspruches auf. Sogar Rechtsgelehrte staunten über die juristische Feinheit seiner Schrift: »Mémoire sur cette question, savoir, si la femme d'un failli est tenue de payer les dettes de son mari

d'après le droit de Lubeck.« Und es gelang ihm, einen Teil ihrer Habe ihr zurückzuerzwingen. Seine französischen Freunde sagten damals, daß er so zum zweitenmal seine Schuld an die Familie Rodde abtrage, allein er wußte es wohl, daß zwischen ihm und Roddes nicht von Schuld und Schenken die Rede gewesen war, sondern nur von edelstem Austausch gleichwertiger, unwägbarer Güter.

127 Ein Handelsherr, dessen Haus zusammenbrach, kann nicht Senator und Bürgermeister einer Hansestadt werden oder bleiben. Es mußte Roddes noch am leichtesten sein, für den nun so bescheidenen Zuschnitt ihrer wirtschaftlichen Lebenshaltung eine andere Umwelt aufzusuchen. Jugenderinnerungen zogen Dorothea nach Göttingen, wo sie immer sicher war, Anregung und hervorragende Menschen zu finden, ohne daß der Aufwand üppiger Gastlichkeit die geselligen Kreise vereinte. Es traf sich obenein, daß fast um die gleiche Zeit Villers einen Ruf als Professor nach Göttingen annehmen konnte, denn aus dem mit Frankreich vereinigten Lübeck wies Davousts Gehässigkeit ihn aus! Wunderliches Schauspiel: ein Franzose, der wegen seiner Deutschland gewidmeten Liebe und Tatkraft von Franzosen verfolgt ward!

In Göttingen stand dann die Persönlichkeit Roddes offenbar etwas im Schatten; für den staatsmännischen, seiner Basis beraubten Handelsherrn dürften die Professoren keine Kulturgruppe gewesen sein, auf die er sich leicht einzustellen vermochte, denn er kam ja aus einer ganz andern Zone der Willens- und Geistesbetätigung her, deren gewaltige Wichtigkeit für Deutschlands Blüte damals wenigen bewußt war.

Jedenfalls hatte ein Beobachter wie Benjamin Constant, der sich zu jener Zeit auch in Göttingen aufhielt, den Eindruck, daß Dorothea die Oberstimme in der Ehe führe, und in einem Brief an Hochet äußerte er über ihre Stellung zwischen dem Gatten und dem Freund: »Sie beherrscht den einen und stößt den andern zurück (soll heißen, hält ihn in sittenreiner Entfernung) und geht übrigens ihren Weg mit Schroffheit, Sorglosigkeit und Befriedigung.«

128 Ihr Lebensgang hatte ihr ohne Zweifel eine Sicherheit des Auftretens anerkundet, die manchen Mann in seinem überkommenen Anspruch an Frauendemit gestört haben mag. Aber viele andere Stimmen rühmen gerade, daß Dorothea in den bescheidenen Göttinger Jahren, je mehr sie sich auf ihre Häuslichkeit zurückzog, durch ihre Liebenswürdigkeit fesselte. Der wehmütige Zauber der Resignation mag hinzugekommen sein, denn sie hatte viele herbe Kämpfe mit ansehen und selbst durchleiden müssen.

Ganz einfach kann ihre Stellung zwischen dem Gatten, den sie hochachtete, und dem Freund, dem ihr ganzes geistiges Wesen und ihr Herz gehörten, nicht gewesen sein. Auch trug sie dauernd Sorge um ihn, dessen Daseinsumstände immer von den so furchtbar wechselnden Machthabern abhingen; Politik und Gesetze waren in einem beständigen Wirbel der Veränderungen. Professorenneid und hannöversche Intrigen gegen den noch von König Jérôme auf den Lehrstuhl Berufenen erwirkten Villers' Absetzung. Die unerhörte Bitterkeit dieses Undanks gegen ihn, der sein Leben Deutschland gewidmet, zerbrach Villers' Kraft und traf auch Dorothea tief, die voraussah, daß die Trennung vom seelischen Gefährten nun unvermeidlich werde. Villers erlitt aber zwei Schlaganfälle und starb, ehe er, der von der tatsächlichen und geistigen Hinundherwanderung zwischen zwei Nationen ganz Ermüdete, noch einmal den Pilgerstab des Verbannten in die schwachgewordene Hand zu nehmen brauchte.

Den Gram um ihren Verlust verbarg die beherrschte Frau voll stolzer Haltung. Aber auch ihre Kräfte waren zermürbt. Die letzten Jahre hatten viel gekostet. Die beständige Hochspannung der Nerven, an die die kriegerischen und politischen Ereignisse ungeheure Anforderungen stellten, rächte sich. Sicher hatte auch die wahnwitzige Überbürdung, die der Vater in ihren Kinder- und Entwicklungsjahren auf sie geworfen, viel Vorrat von Lebensfähigkeit vorweggenommen.

Dorothea begann zu kränkeln. Nur noch einmal erhob sie sich zu ihrer früheren, gefaßten Stärke – an der Bahre ihrer Tochter Auguste, die im Alter von 26 Jahren ihr geraubt ward. Ein Teil ihrer selbst war mit ihrem eigenen Fleisch und Blut dahingegangen – da wird das schaurig geheimnisvolle Gefühl auch über sie gekommen sein, das jede Mutter niederzwingt, die ein erwachsenes Kind verliert: daß es dämonische Unnatur ist, das Selbstgeborene zu überleben. Die höchste Tragik, die es gibt.

Eine Reise schien die Möglichkeit zu verheißen, mit dem Leben sich wieder einzurichten. Vergeblicher Versuch. Im südlichen Frankreich starb Dorothea zu Avignon, am 25. Juli 1825, nach kurzer, schwerer Krankheit, nur 55 Jahre alt.

Das Bild eines Daseins gleich einem Rechenstück aufzustellen, um nachher Fazit und Lehre daraus zu ziehen, hat Gefahren und verkehrt das Warmblütige eines Schicksals leicht ins trockene Lehrhafte. Aber das Leben dieser außerordentlichen Frau zerfiel so kraß in zwei verschiedene Hälften, daß man doch beide gegeneinander abmessen möchte.

Und auch dem raschesten Blick wird da erkennbar, daß die erste Hälfte, gerade jene, die Dorotheas Namen Unsterblichkeit gab, doch die ödere, magere gewesen ist, während aus der zweiten dem Beschauer volle, befruchtende Ströme entgegenfluten. In der ersten Hälfte war sie ein Mensch gewordener Diktionär, eine angestaunte Merkwürdigkeit. In der zweiten ein wunderbar herzswarmes, tüchtiges Weib von einer höher gearteten Leistungsfähigkeit als der, die sich im gedächtnisscharfen Aufnehmen von vielerlei Sprachen und Wissensstoffen ausdrückt.

Es muß unentschieden bleiben, ob Dorothea von Natur aus nicht schöpferisch begabt war oder ob ihr Vater im Gelehrsamkeitsschraubstock ihr diese Ader abdrehte. Jedenfalls hat seine Erziehung dieses hochbegabten Wesens genau das Gegenteil von dem bewiesen, was er, gegen Basedow, damit beweisen wollte! Alles was Schlözer seiner Tochter aufdrängte, ihre Jugend bestehend, war tote Beilast, bereicherte weder sie noch die Welt. Anhäufung zweckloser Sprachkenntnisse scheint schöpferischer Tätigkeit hinderlich; wer sich in zuviel Sprachen auszudrücken vermag, kann es in keiner originell. (Man kennt hiervon nur wenig Ausnahmen. Und daß Bismarck, Wagner, Goethe nicht begabt für fremde Sprachen waren, daß sie ihnen Mühen kosteten, ist kein Zufall.) Jedenfalls hat Dorothea, außer dem schon erwähnten Werk über russische Bergwerks-, Geld- und Münzgeschichte eines kurzen Zeitraums, nur einige Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht.

Tief verborgen unter den hundert papiernen Decken war Dorotheas Wesenskern unverkümmert geblieben, und in der Stunde, wo sie der Freiheit und dem natürlichen Frauenberufe zurückgegeben war, erhob sich ihre Vollnatur zur köstlichen Entfaltung, Gatten, Kinder, Freund und Freunde beglückend und bereichernd. Welche Liebe zu ihr, wieviel erquickende Heiterkeit des Verkehrs lassen allein die Briefe des Eutiner Kreises an Villers erkennen. Mit welchem Respekt versäumt sogar Benjamin Constant nie, an Madame Rodde tausend Grüße sagen zu lassen. Hohe Schätzung ihrer spricht aus den Zuschriften der Hamburger Freunde. Wie vermochte sie es klug und stark und sicher, die einander widerstreitendsten Pflichten zu vereinbaren und zu erfüllen. Obgleich ihr die Ehe kein vollkommenes Glück gebracht haben kann, denn sonst wäre in ihrem Leben kein so großer Raum für die leidenschaftliche Freundschaftsliebe zu einem anderen gewesen, gab sie niemals das Schauspiel einer unverständenen, unbefriedigten Frau. Und doch hat sie ja eigentlich Villers geliebt, denn ihre eigene Mutter schrieb schon 1797 an ihn, daß ihre

Tochter sterben würde, wenn er sie verliese, und sie beschwor ihn, es niemals zu tun!

Immer schien sie gerade an ihrem Platz: voll heiterer Freude am Reichtum, als er sie glänzend umgab; voll stolzer Zufriedenheit, als die harte Zeit Kraft zum Entbehren von ihr forderte. Das sittliche und erzieherische Hinüberwirken einer solchen Haltung auf Schwächere kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn in dunklen Tagen ist das Bedürfnis Verzagender nach leuchtenden Beispielen immer dringlich.

Wissen, aus leidenschaftlicher Freude daran erobert, ist ein köstlicher Besitz, wenn alle Kräfte der Besitzenden sich regen, um ihn klug zum Gewinn für viele auszumünzen. Eingedrillt und auf Kosten natürlicher Jugendfreudigkeit erzwungen, in Unmengen angehäuft, um Zuschauer in Staunen zu versetzen, ist Wissen im besten Fall gleich Metall in nie erschlossenem Erz. Solcher Art waren Dorotheas ungeheure Kenntnisse. Praktischen Nutzen haben sie weder ihr noch ihrer Zeit gebracht. Und ihr geistiges, nach Nahrung aller Art verlangendes Wesen, ihre hohe Begabung hätten sich auch ohne diese Belastung vielleicht sogar voller entfaltet; es ist so sehr bezeichnend, daß sie, gleich einer Hungernden, nach ganz anderer Sättigung suchte, kaum daß sie des Vaters Lehrstrenge entronnen war.

132

Und welchen Wert hatte all die ungemaine Gelehrsamkeit Dorotheas, als die entsetzensvollen Kriegsjahre kamen und unerhörte Anforderungen auch an sie stellten? Da zeigt sich an Dorothea, was sich hundert Jahre später, im furchtbaren Kriege von 1914, unter ganz veränderten Kulturverhältnissen tausendfach erwies. Gerade durch Frauen, die, sei es aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, sei es einer geistigen Strömung folgend, oder durch seltene Gaben, sich einen andern Platz selbständig erobert hatten als den am Familienherd. Nämlich, daß in entscheidenden Epochen der Anteil der Frau an der vaterländischen Erhebung, an der sittlichen und materiellen Kraftentfaltung eines Volkes nicht aus der Summe ihres Wissens geschöpft werden kann, sondern ganz allein aus dem ungebrochenen Schatz einer starken und gesunden Weiblichkeit.

Und daß Dorothea Schlözer sich diesen so reich zu bewahren vermocht, bleibt ihr bester Ruhm. Das macht sie zur Vorerscheinung aller jener Frauen, die im harten Berufskampf, in ausgeübter Gelehrsamkeit, im Zwange technischer Erwerbsarbeit sich ihre opferbereite, kraftvolle deutsche Weiblichkeit unzerstört erhalten hatten und in ihr dann in unserm heiligen Kriege so unvergeßlich tapfer dem Vaterland dienten.

133

Thomas Mann: Königliche Hoheit

Unter Heinrich Harts literarischem Nachlaß fand man einen kleinen Aufsatz, der sich mit dem modernen Roman als kulturhistorisches Dokument befaßt. Er sagte: Wenn man sich vorstelle, alle Kultur und jede an sie erinnernde Spur würde irgendwie von der Erde vertilgt, und es blieben nur die deutschen Romane der letzten 15 bis 20 Jahre übrig, so würden spätere Völker aus ihnen unsere ganze Kultur wieder aufstellen können. Kein Stoffgebiet, kein Problem, dessen sich nicht der deutsche Roman, unter Zugrundelegung genauer, die jeweilige Materie betreffender Studien, bemächtigt hätte. Und doch war, als Hart dies schrieb, noch ein Problem scheu umgangen, vielleicht auch noch nicht so sehr im Bewußtsein der Völker als solches gespürt worden: das Problem nämlich von der Unwahrscheinlichkeit einer Fürstenexistenz innerhalb des modernen Lebens, von der vollkommenen Verbindungslosigkeit eines solchen Daseins mit all den Millionen anderer Seienden, von der kunstvoll erzeugten und erhaltenen Einsamkeit der Hoheit, von ihrer innersten Fremdheit gegenüber den einfachsten Realitäten.

134 Um sich an diesen Stoff zu wagen, bedurfte es einer Unbefangenheit von meisterlicher Ruhe und Größe. Dazu einer vollkommen kristallklaren Objektivität zu politischen Dingen. Die Tragödie des Einsamen konnte nur ein Einsamer schreiben, einer, der Zärtlichkeit für die latente Tragik der Einsamkeit hat und zugleich das ironische Lächeln über ihre Schiefheiten. Also Thomas Mann.

Seine soeben herausgekommene monumentale Romandichtung »Königliche Hoheit« ist ein kulturgeschichtliches Dokument von so umfassender Art, das Sozialkritische ist darin so durchaus von dem Poetischen durchdrungen, daß man vor der Tatsache steht: Thomas Mann hat sich zum zweitenmal für seinen eigenen Stoff eine eigene Form geschaffen, und die deutsche Literatur besitzt noch kein Werk, an dem dies, als von verwandter Art, gemessen werden könnte.

Werke nun, die ihren Maßstab in sich selbst tragen, sind der Kritik nur dann zugänglich, wenn in ausführlicher Eindringlichkeit das Problem, die Kompositionstechnik, die Sprachtechnik, die plastische Greifbarkeit der Gestaltung und der Gestalten aufgezeigt werden kann, wozu mir hier im erwünschten Maß keinesfalls der Platz eingeräumt werden könnte.

Was mir am allerwunderbarsten erscheint und das Wort »Poeten sind Propheten« wieder einmal wahrmacht, ist, daß Mann schon seit vier Jahren

mit dieser Arbeit in heißem Mühen rang, ja, ihr Sklave war, und daß sich inzwischen dies sein Problem durch die Ereignisse der Welt aufdrängte ... Er hat es im Sinn des aristokratischen Künstlers gelöst, in welchem sich immer, fast auf das paradoxeste, die Erkenntnis und das analytisch Auflösende mit dem Konservativen verbindet. Soweit man bei dem über den Dingen schwebenden Geist Manns, bei der anmutigen Ironie seiner Schilderungen überhaupt von einer Parteinahme des Dichters sprechen darf, muß man sagen: der Fürst ist ihm das notwendige Symbol, des Volkes erhöhtes Wunschbild, in dessen Anblick es hochleben und seiner selbst froh werden kann.

135

Der Roman befaßt sich mit dem Schicksal des Prinzen Klaus Heinrich, von der Stunde seiner Geburt an bis zur Vollendung seines Geschicks in einer glückverheißenden Heirat. Und auf das allerkunstvollste und tiefste ist dieser Werdegang eines harmlos liebenswürdigen Durchschnittsmenschen verbunden mit den Zuständen des Volkes in allen seinen Schichten. Mit wahrhaft staatswissenschaftlichem Überblick und volkswirtschaftlicher Gründlichkeit entwirft Mann die Schilderung der Lage des Landes (angenommen ist ein fingiertes mitteldeutsches Großherzogtum) und seines finanziellen Niederganges. Mit der Erfahrung eines alten Hofmannes stellt er zahlreiche köstliche, unübertrefflich scharf gesehene Typen aus der Hofwelt hin. Gleich die Entbindung der Großherzogin von dem Prinzen ist eine breite Darstellung voll von funkelnden Lichtern und in einer Sicherheit der Linienführung, daß alles von Leben sprüht. Der Dichter wirkt am stärksten, wo er von der im Grunde so armen, von aller sprudelnden Jugendfröhlichkeit entfernten Kindheit des Prinzen erzählt. Und das Erschütternde hieran wie an Klaus Heinrichs ganzem Werdegang, eingeschlossen seine erste erotische Erfahrung, die eigentlich bloß eine geschlechtliche Belehrung, bar jeder Poesie ist und jeden Bauernbursch beneidenswert gegen ihn erscheinen läßt – also das Erschütternde ist, daß diese Weltfernhheit gar nicht mit besonderem Hochmut und künstlich, vorsätzlich hergestellt wird, daß sie sich vielmehr bei den Fürstenkindern gerade so von selbst ergibt, wie umgekehrt bei Kleinleutekindern das unbekümmerte Spiel auf der Gasse.

136

Der Sprachkünstler, der durch das ganze Werk sich auf einer überrasgenden und ganz individuell umrissenen Höhe zeigt, findet dort die glücklichsten Worte, wo er die darstellerische Verpflichtungen des Thronfolgers Klaus Heinrich schildert, die ihm früh von seinem kränklichen Bruder, dem Großherzog, übertragen wurden, der seinerseits Popu-

larität für »Schweinerei« hält und der seine ganze Regententätigkeit in einem niederdrückenden Vergleich zusammenfaßt. Es lebt in der Hauptstadt der Grimmburger ein Mann, Fimmelgottlieb genannt, der nicht bei Trost ist. Der trägt seinen Hut auf der Spitze des Spazierstocks und eine Rose im Knopfloch, er ist stets auf dem Bahnhof, wenn ein Zug abfährt, und winkt mit der Hand, wobei er sich einbildet, der Zug führe infolge seines Winkens. (Wir älteren Lübecker kennen wohl alle die Figur, die hierbei dem Dichter vor Augen stand, das Erstaunliche ist nur, daß Thomas Mann ein kleiner Knabe war, als er sie hat beobachten können.) Und der Großherzog Albrecht sagt, wenn ein Regierungsakt von ihm verlangt wird: Nun gehe ich auf den Bahnhof und winke. Die Bitterkeit dieses Vergleichs ist nicht zu überbieten. – Es fährt also der junge, liebenswürdige, geistig ganz im Primitiven und Schablonenmäßigen steckengebliebene Klaus Heinrich in Stadt und Land umher. Eröffnet Ausstellungen, gibt bei Schützenfesten den ersten Schuß ab, weiht öffentliche Gebäude ein. Und sein, durch ein paar eingelernte Redensarten verhülltes Nichtwissen ist immer in einen, sich von selbst aufdrängenden Gegensatz zu der tätigen Gruppe der gerade in Frage kommenden Berufsmenschen gebracht, wodurch die völlige Überflüssigkeit seines Tuns zwar deutlich, aber das darin enthaltene Gemütsmoment doch hervorhebend, dargetan wird. Er nimmt Lebehochs und Ansprachen entgegen. Einmal heißt es von einem sprechenden Bürgermeister: »Er bringe ihm den Dank dar, sagte er, und schüttelte dabei seinen Zylinderhut mit der Hand, in der er ihn hielt.« Wer fühlt aus dieser knappen Schilderung nicht die patriotische Herzensaufwallung des Bürgermeisters, dem sie sich als rednerische Geste in die Hand fortsetzen möchte, aber nur im Schütteln des Zylinders ausvibrieren darf.

In die leere Bewegtheit dieses Fürstenlebens, in das bange Fortschleppen der steten Finanznöte des ganzen Landes, in die beschränkte Dürftigkeit der Hofhaltung tritt nun als anreizendes und aufregendes Moment zuerst und später als erlösendes Wunder der amerikanische Milliardär Spoelman und seine Tochter Imma. Ich vermute, daß Thomas Mann in dieser kleinen Imma mit dem schwarzbleichen Köpfchen und der hohen Intelligenz, die sich in besonderer Begabung für Mathematik bewährt, seiner eigenen jungen Frau ein Denkmal setzte. Er hat mit der herben Keuschheit, die seine Darstellung immer auszeichnet, sehr zarte und zurückhaltende Farben für die Entwicklung dieses Liebesverhältnisses gefunden. Man sieht mit Lächeln, wie Klaus Heinrich, der mit einer handvoll feststehender Begriffe

seinen Bedarf an Gedankentätigkeit zu decken pflegt und einmal aufgefangene Eindrücke und Worte immer wieder anwendet (selbst bei seiner Brautwerbung benutzt er die von Excellenz Knobelsdorff gesprächsweise dargebotenen Worte und man spürt, daß er doch glaubt, selbständig zu denken), also man sieht, wie er sich an der scharfen Kritik der klugen Imma geistig zu entfalten beginnt. Während Imma wiederum durch die Beherrschtheit ihres Wesens das Gefühl gibt, sie habe den Takt und die angeborene Überlegenheit, die eine fürstliche Stellung von ihr fordern wird. Ihre Einwilligung gewinnt er erst nach langem Kampfe, nachdem sie die Erkenntnis gewinnt, in ihm erwache das Begreifen der Lage des Landes, dessen trübe Not auch ihr die Aufgabe verheißt, in Liebe nützlich wirken zu können.

138

Der Milliardär Spoelman, der vor Reichtum kranke, weltscheue, nierenleidende Mann, ist mit deutlichster Lebendigkeit hingestellt. Ihm imponiert kein Prinz, lange muß Klaus Heinrich um ein bißchen Wohlwollen werben, und in einer wahrhaft drolligen Szene faßt er eines Tages die Hoffnung, es erworben zu haben: er fühlt nämlich einen steifen Nacken, und der kleine kranke Mann stiefelt eiligst davon, sein Lager am Teetisch verlassend, zum unruhigen Erstaunen aller; schon folgt sein Leibarzt ihm nach, als Samuel Spoelman mit einem zerknitterten Stückchen Guttaperchapapier zurückkommt und Klaus Heinrich anweist, wie er sich mit dessen Hilfe nasse Umschläge machen solle. Aber trotz dieses Wohlwollens ist ihm der Prinz, als er sein Schwiegersohn werden will, doch nur »der junge Mensch, der nichts gelernt hat als sich hochleben lassen«.

Mit großem Bedacht hat der Dichter dem Verständnis für Spoelmans der großherzoglichen Familie eine vorbereitende Stufe gegeben; er läßt den Gemahl der Prinzessin Dietlinde, Klaus Heinrichs und des Großherzogs Schwester, den Fürsten Ried-Hohen-Ried sich als modernen Industriellen mit Glück versuchen.

139

Entzückend ist es, von schmunzelndem Humor, wie der »Eilbote«, das offiziöse Organ von Hof und Gesellschaft, durch den ganzen Roman hindurch mit seinen Berichterstattungen und Notizen die Handlung begleitet. Als Imma Spoelman erkrankt, woran die ganze Bevölkerung leidenschaftlich teilnimmt, heißt es: »Man hatte den Berichterstatter des ›Eilboten‹ per Droschke nach Delfinenort jagen sehen, woselbst er in der Vorhalle mit dem Mosaikfußboden von dem Spoelmanschen Butler abgefertigt worden war und englisch mit ihm gesprochen hatte, obgleich es ihm nicht leicht wurde.«

Einen sehr nachdenklich abgewogenen Gebrauch macht Mann vom Fremdwort, wo immer man einem begegnet, es könnte gerade da nie durch ein deutsches Wort ersetzt werden von der gleich schillernden Färbung oder dem gleichen umfassenden Wert. Er sagt einmal von einem höchsten Hofbeamten, während dieser sich vor dem Leser inmitten eifriger höfischer Anordnungen aufbläht, daß er ein Mann von ungemeiner Akribie sei. Hier würde das deutsche Wort »Genauigkeit« nicht von fern all die mit hineinspielenden Nebenvorstellungen von kleinlicher Wichtigkeit und lächerlichen Rangfragen auslösen.

140 Die unerhörte Gedächtnisleistung, die ein so umfangreiches Werk darstellt, kann vielleicht der Laie niemals ganz würdigen. Man muß wohl selber zum Bau gehören, um die künstlerische Gewissenhaftigkeit anzustauen, mit der Mann auch jede, die scheinbar kleinste und nebensächlichste Linie, die er zu zeichnen begann, bis zum Ende durchführt – sie sind wie Nervenfasern, die sich durch den Gesamtorganismus ziehen, deren er sich gar nicht bewußt ist und deren vorzeitiges Absterben doch irgendwie eine teilweise Verkümmernng oder Unvollständigkeit für diesen Organismus bedeuten würden. Durch solche künstlerische Gewissenhaftigkeit wird gerade das bedingt, was der Leser als das Leben des Werkes empfindet!

So sehr ich nun diese Schöpfung bewundere, die eines der großen und bleibenden Werke der deutschen Literatur sein wird: sie hat einen Schönheitsfehler, es ist dies für mich die Gestalt der irrsinnigen Gräfin Löwenjoul, Immas Gesellschafterin, einer beklagenswerten Frau, die an ihrem ausschweifend lasterhaften Gatten zerbrach. Imma bezeichnet es als »Wohlthat«, daß der peinvoll Geprüften zuweilen die Gedanken sich verwirren. Aber da die dann entstehenden Vorstellungen beklemmender, ja perverser Art sind, kann man nicht verstehen, wie sie der Gräfin wohlthätig sein sollen. Man darf nie sagen: das ist unwahrscheinlich, sondern immer nur: ich habe dergleichen noch nie beobachtet. Ein Autor schildert heute nichts und besonders nichts, was einen so breiten Raum in der Darstellung einnimmt, wenn er nicht Studien über die Materie gemacht hat, und so bin ich auch überzeugt, daß Thomas Mann psychopathische Zustände wie die der Gräfin wissenschaftlich hat feststellen können. Aber wenn sie nicht unwahrscheinlich sind, so wirken sie doch so, und darauf kommt es im letzten Endes alles an. Ich erkenne: aus kompositionstechnischen und psychologischen Gründen bedurfte Mann
141 einer Gestalt, an der Immas Güte und Unabhängigkeit sich erweisen

konnte; einer Gestalt, die unmittelbar zur Aberziehung von Vorurteilen bei Klaus Heinrich half, die Veranlassung ward, daß Imma und Klaus Heinrich in der vollkommenen Unbefangenheit zugleich aufgeklärter und ganz phantasieeiner Menschen über geschlechtliche Fragen sich einmal unterhalten konnten. Aber dazu hätte sich vielleicht eine Figur von weniger grotesken und mehr gesellschaftlich möglichen Linien erfinden lassen. Um so mehr, als schon der edle und aufgeregte Colliehund Perceval, dem zuletzt sogar das Volk zujubelt, eine Note der Undiszipliniertheit in Immas Umgebung bringt.

Die größte Ironie ist – die gesunde und kraftvolle Lösung des Problems und die frohen, starken Bilder für des Volkes Zukunft, die sie gibt. Deshalb hat Mann auch sein Werk einmal eine Märchendichtung nennen wollen, weil das Unfaßbare geschieht: der vorurteilslose Menschenverstand siegt, zum Segen des Landes und seiner Dynastie! Das amerikanische Gold, die amerikanische Unabhängigkeit, die amerikanische Intelligenz und der amerikanische Arbeitsdrang verbinden sich mit den Traditionen, den Gemütswerten der Poesie und der herzensreinen Vornehmheit deutscher Art. Gesundes Bürgerblut vereinigt sich mit dem Blut einer uralten Dynastie, ihre neue Blüte verheißend. Und in diesen mit dithyrambischem Schwung dargestellten Aufstieg von Land und Volk und Fürstenhaus läßt die Dichtung den sozialkritischen Unterton fallen und wird zur Zukunftsvision.

Dies Schlußwort spricht Klaus Heinrich: »Das soll fortan unsere Sache sein, beides, Hoheit und Liebe – ein strenges Glück.«

142

Vor großer Arbeit, sei sie praktischer oder künstlerischer Natur, stehe ich immer in Ehrfurcht. Dieses Werk nun stellt eine so tiefgründige, umfassende und bedeutende Arbeit dar, es gibt eine solche Summe kultureller Schilderungen, gesellschaftskritischer Einsichten, poesievoller Stimmungen, ironischer Randglossen, unausgesprochener Tragik, bildnerischer Anschauungskraft, völligster Menschenkenntnis, daß man in der Überfülle des Erlebens begreifen muß, das Buch ist eine ungewöhnliche Tat! Und es ist deutsch ganz und gar. Nur einem deutschen Dichter konnte die Intuition zu diesem entwicklungsgeschichtlichen Stoff kommen.

Vor kurzem schrieb mir, um mich in einer Stunde der Entmutigung aufzurichten, mein alter Freund Th. H. Pantenius, der Verfasser des ungewöhnlichen Romans »Die von Keiles« und langjähriger Leiter des »Daheim« und der »Monatshefte«: »Halten wir uns daran, daß wir Erzähler wie ein Säemann durch das Land gehen. Wo etwa der von uns gestreute

Samen aufging, wo der Niederschlag unseren Leiden und Kämpfe verwandten Seelen Mut und Kraft einflößte, wissen wir nicht, aber daß es oft genug geschieht, ist sicher. Schließlich ist doch jede Erzählung ein Wegweiser in der Wirrnis des Lebens mit Warnungstafeln zur Linken und Rechten, wo Abwege locken. Der Einfluß, den der Erzähler übt, ist groß, um so größer, je mehr sein Talent den Leser fesselt. Und so ist unsere Arbeit, indem wir nur der Unterhaltung zu dienen scheinen, von großer Bedeutung für unser Volk.«

143 Auch diesen Roman kann man ganz gewiß »zur Unterhaltung« lesen, denn es gibt keine Zeile darin, die einen nicht auf das geistvollste, bald tief, bald amüsanter unterhalte. Aber er ist auch von einer erzieherischen Bedeutung ohnegleichen für unser Volk.

144 Ich freue mich, dieses alles, von seiner Vaterstadt aus datiert, dem Dichter sagen zu dürfen.

Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen

Es gibt Bücher, über die man lange schweigen möchte, um sich mit ihnen immer wieder prüfend, genießend, erhoben, zweifelnd zu beschäftigen, ehe man ihr Dasein laut ausruft. Ein solches Buch, den Leser auf das dringlichste in Anspruch nehmend, ist das neue Werk von Thomas Mann, das den Titel führt, der über diesen Zeilen steht. Das Inventarium einer Seele, die durch den Krieg Offenbarungen in sich erlebte und (fast unvermutete) neue Zusammengesetztheiten in sich entdeckte, die nun dargelegt werden mit jener ergründenden psychologischen Analyse, die immer in genialster Genauigkeit auch das erfassende Wort findet – wie es eben nur Thomas Mann, dem unerbittlichen Selbstbeobachter und unerhörten Sprachkünstler, möglich ist. – Aber es eilt mir, dies Buch anzuzeigen, denn es erscheint zu einer Stunde, wo es manchem Nachdenklichen und unsicher Tastenden helfen kann, auch in sich hineinzuleuchten. Dies Werk ist im höchsten Grade »aktuell«. Das klingt paradox, wenn ich hinzufüge, daß es sich gegen Politisierung und Demokratisierung des deutschen Volkes, als seiner Art und Bestimmung nicht gemäß, wendet. Indes, wer Geschichte kennt, weiß auch, daß die demokratische Welle, an deren Ufersaum Jean-Jacques Rousseaus »Du contrat social« lag, eines Tages wieder abebben muß. – Die Gezeiten der Weltgeschichte freilich brauchen für ihre Flut und Ebbe Jahrhunderte. Und wer kann wissen, ob nicht abermals ein Buch, Thomas Manns »Betrachtungen eines Unpolitischen«, einst als Markierung am Strome der Entwicklung erkannt werden wird? Schon die Gegenwart drängt brutale Lehren auf: der Autokrat Wilson einerseits und andererseits der Bolschewikismus beweisen, was in intellektuell konstruierter Staatsform alles möglich ist.

145

Es gereicht mir zur Genugtuung, daß auch ich in meinem Aufsatz über die Münchener Oper (April, in Velhagen & Klasings Monatsheften) es ebenfalls aussprach, daß das politische Leben bedrohlich für unsere Kultur werden kann, ich zitierte Nietzsche: »Notwendig gerät ein Volk von der unbedingten Geltung der politischen Triebe aus in die Bahn äußerster Verweltlichung usw.« Thomas Mann sagt: »Ich bekenne mich tief überzeugt, daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können«, er ist sicher, »daß der vielverschiene ›Obrigkeitsstaat‹ die dem deutschen Volk angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt. Dieser Überzeugung Ausdruck zu geben, dazu gehört heute ein gewisser Mut. Trotzdem wird damit nicht nur nicht

146 dem deutschen Volke irgendwelche Geringschätzung im geistigen oder sittlichen Sinn ausgedrückt – das Gegenteil ist die Meinung –, sondern auch sein Wille zur Macht und Erdengröße (welcher weniger ein Wille als ein Schicksal und eine Weltnotwendigkeit ist) bleibt dadurch in seiner Rechtmäßigkeit und seinen Aussichten völlig unangefochten.« Hier ist einzufügen, daß der Dichter, wenn er von der Demokratie spricht, vor allem die westlichen Auswüchse ihrer scharfsinnig darlegt; denn der auf Lärm, Geste, Pathos eingestellte französische Radikalismus ist ihm tief zuwider. Er zitiert Bogumil Goltz: »Der Deutsche ist ein Charaktermensch, schon um dessentwillen, weil er, verglichen mit den Individuen anderer Nationen, eine Person, ein Genie, ein Gemütmensch, ein Original, weil er kein Figurant, kein soziales oder politisches Tier im Sinne der Franzosen ist.« Und aus sich selber sagt er, daß seinen Ohren nicht entgehe, wie sehr das gute und biedere Wort »Volksstaat« sich nach Klang und Sinn von dem Wort »Demokratie« mit seinen humbughaften Nebengeräuschen unterscheidet.

147 Es hat sich der Dichter eine gegnerische Gestalt geschaffen, die er den »Zivilisationsliteraten« nennt. Wie er denn in diesem Werk und innerhalb seines Gedankenganges mit den Worten »Literat« und »literarisch« etwas Welsches, Romanisches, von Grund aus Undeutsches (im Gegensatz zur reinen Kunst) meint. Für die Spielarten dieser Gestalt hat er köstliche Bezeichnungen gefunden: Fortschrittsopernsänger, Freiheitsgestikulador, Rhetor-Bourgeois. Man kann sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß Thomas Mann sich in dieser Gestalt mit seinem Bruder Heinrich auseinandersetzt, dem ganz und gar französisch oder vielmehr international Gerichteten, dem überzeugten Nachbar von Gabriele d'Annunzios »geilem Ästhetizismus«. Heinrich Mann hatte seinen Bruder öffentlich in der gehässigsten Weise wegen seines Patriotismus' angegriffen, so wurde eine schmerzliche Auseinandersetzung nötig, die auch im vaterländischen Interesse liegt, da Heinrich Mann der Vertreter jener gefährlichen Deutschfeindlichkeit ist, die an unserer Widerstandskraft zielbewußt und mit geschliffensten Geisteswaffen arbeitet. – Der Zivilisationsliterat ist nicht Sozialdemokrat; er verachtet die Scheidemann und Genossen, weil sie Kredite bewilligen zur Verteidigung des »Vaterlandes«, denn er kennt nur »Europa«. Sein Bruder Thomas aber sagt: »Ich beargwöhne die steif ablehnende Kälte einer ›Vergeistigung‹, die sich zu vornehm dünkt, den Traum eines Volkes von Heimsuchung und notgeborener Tat einen Tag auch nur, eine Stunde lang mitzuträumen, und sich den in aller Geschichte

unerhörten, auch von sehenden Feinden als beispiellos bestaunten Leistungen dieses Volkes hartnäckig verschließt – nur, weil sie sonst nicht ›recht behielte‹.«

In dem Abschnitt »Das unliterarische Deutschland« hat Thomas Mann mit tiefer, eindringlicher Feinheit dargelegt, weshalb uns der Westen als barbarisch ansieht. Es ist unsere Kraft zur wortlosen Tat, die die anderen Völker nicht verstehen, sie, denen die Selbstberauschung an schwingender Rede die notwendige Vorstufe zum Handeln ist. Sie sprechen sich zur Tat empor.

Die Abwehr gegen Politik und politische Betätigung zieht sich leidenschaftlich durch das ganze Buch. Ich erkannte an diesen Auseinandersetzungen den urgründlichen Sinn der Archimedes-Anekdote: »Stört mir meine Kreise nicht« – es ist die Abwehrgeste gegen die Gefährdung der Kultur, welche ihr blühendes Leben nur bewahren kann durch die Kunst (siehe oben das Nietzsche-Zitat). Das Werk von Thomas Mann ist im weitesten Sinn von völkerpsychologischer Wichtigkeit. Worte von höchster Gewalt finden sich darin, wie »Arbeit ist ein ethisches Lebenssymbol«. Zu wundervollem Glanz der Wärme erhebt sich die Sprache im Abschnitt »Gegen Recht und Wahrheit«, wenn von Kleist die Rede ist. Fast humoristisch mutet die Unterscheidung zwischen Moral und Tugendhaftigkeit an. An der zwischen Masse und Volk will ich nicht vorübergehen, ohne sie hier aufzuzeichnen: »Wir haben da den Unterschied zwischen Masse und Volk, welcher dem Unterschied entspricht von Individuum und Persönlichkeit, Zivilisation und Kultur, sozialem und metaphysischem Leben. Die individualistische Masse ist demokratisch, das Volk ist aristokratisch, jene ist international, dieses eine mythische Persönlichkeit von eigentümlichsten Gepräge.« Weiter sagt Thomas Mann von jener Demokratie, die unser Liberalismus bejaht: »Als Tatsache wie als Wünschbarkeit ist sie mit einer starken monarchischen Regierung nicht nur vereinbar, sondern diese bildet geradezu ihr notwendiges Korrektiv.« Das wurde vor zwei Jahren geschrieben! Sehr liegt es Mann am Herzen, die Identität des »Deutschen« mit dem »Bürgerlichen« darzutun. Er findet sich mit Wagner in dem Wort »der Deutsche ist konservativ«, und mit Genugtuung zitiert er Schopenhauers Ansicht, daß die Monarchie die annehmbarste Staatsform sei; wofür ja dieser bekanntlich Beweise aus der Natur beibringt, daß ein Wille der leitende sein muß. (Man lese die köstliche Ausführung in Schopenhauer nach P II, 271 u.w.) Es ist eine Albernheit zu glauben, sagt Mann, daß unter einer Republik »menschenwürdiger« gelebt werde

148

als unter einer Monarchie. Neu und verwegen ist auch seine Erläuterung der Begriffe Zivilisation und Kultur; seine Analyse führt ihn zum Schlusse, daß Zivilisation letzten Endes Auflösung, Kultur aber Bindung sei.

Manns eigenster Konflikt, das Grundproblem seines Daseins, die Notwendigkeit und zugleich die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit der Synthese von Künstlerschaft und Bürgerlichkeit, nimmt auch in diesem Werk den größten Raum ein. Ich glaube aber, daß die Nachwelt erfassen wird, daß dieser Konflikt nicht nur der eines ganz Einsamen war, sondern daß ein verwandter, freilich viel schlichter und meist unbewußt, in vielen lag, Keime neuer Wertungen für unser Kulturleben noch tief verbergend! Denn ein Konflikt, mit dem ein so grübelnder, analytischer Geist sich mit so zäher Kraft und mit solcher psychologischen Monumentalität müht, kann kein Sonderfall sein. Er ist vielmehr ein Symptom. Vielleicht das einer notwendig werdenden Verteidigung der Individualität gegen plattwalzenden Materialismus. Für die hohe Stellung, die Mann der Kunst, im Vorrang vor der Politik, gibt, findet er dichterisch hohe Worte, vor allem im Abschnitt »Einiges über Menschlichkeit«. Auf seine drei künstlerischen Ahnen: Wagner, Schopenhauer und Nietzsche, fallen Scheinwerferlichtströme über manche bisher ungesehenen Züge. Besonders von Wagner, seine deutsche Bürgerlichkeit zu erweisen, sagt Mann Überraschendes. Natürlich fehlt es dem Werk auch nicht an Einzelheiten, denen man widersprechen möchte.

Kein Hehl will ich daraus machen, daß für eilige Leser sich manche Ausführung schwer liest. Die Mannsche Ironie, sein Vortragsmittel, ist unbegrenzt in ihren Farben; viel reicher noch, als er sie selbst in der Vorrede S. XXVIII definiert. Sie kann von düsterer Fruchtbarkeit sein, wie im »Tod von Venedig«. Sie findet eine scheue Keuschheit, wenn sie, wie im »Friedrich«, ihre Zärtlichkeit für den Dargestellten verhüllen möchte; sie ist in »Königliche Hoheit« von jener heiteren Anmut, wie Goethe sie (Wahrheit und Dichtung 2. Teil, 10. Buch) nach der Lesung des Landpredigers von Wakefield beschreibt: »Eigentlich fühlte ich mich aber in Übereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt.« In den »Betrachtungen eines Unpolitischen« findet seine Ironie Töne von der schärfsten Bitterkeit bis zum Pathos. Denn wie völlig Ironie und Pathos einander auszuschließen scheinen, kann die Gewalt des behandelten Gegenstandes dennoch das Pathetische durch die Form des Ironischen hindurchschim-

mern lassen – wie auch ein äußerlich Gelassener nicht verhindern kann, daß man das Pulsen seiner Schlagader sieht. Und wer könnte ohne tiefe Erschütterung seine Ausführungen auf S. 184 u.w. lesen, wo er aufzeigt, wie gegen unsere nationale Erfülltheit schon wenig Wochen nach der Erhebung der stärkste Gegendruck einsetzte!

Nun möchte es sein, daß der Zivilisationsliterat hofft, sich bald in Deutschland behaglicher zu fühlen unter französischen oder »europäischen« Gouverneuren. Aber wir wissen: Die deutschen Sozialdemokraten werden das Ihre tun, daß er keine Gelegenheit dazu bekommt, denn sie zeigen, daß sie das Wort fühlen: »Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.« Antithese? Nein! Thomas Mann weist es nach (S. 216), daß ein echter Demokrat immer auch national empfindet. Die geistige Ästhetendemokratie aber verachtet das Nationale, wenn es – deutsch ist!

151

In jedem Abschnitt der »Betrachtungen eines Unpolitischen« stellt man staunend und voll unbegrenzten Respektes fest: was hat der Dichter alles gelesen! Mehr noch: was hat er alles gedacht! Und wenn er in seinem geschichtsphilosophischen Werk (das tausendfach recht bekommt durch alles, was wir erlebten) das, was er gegen Politisierung und Demokratisierung vorbringt, endlich in den Glauben münden läßt, daß die Frage des Menschen nie und nimmer politisch, sondern nur seelisch-moralisch zu lösen sei, so werden alle, die ihren Maßstab an der geschichtlichen Entwicklung von Jahrtausenden nehmen, ihm darin beistimmen – den Blick hoffend in freilich sehr ferne Zukunft gewendet.

*

Daß man einer ausführlichen Buchanzeige eine Nachschrift gibt, ist gewiß ungewöhnlich. Allein es liegt mir sehr am Herzen, eine Unterlassung auszugleichen, die ich beging. Bei der großen Bedeutung, die Thomas Manns Buch einmal für die Entwicklungsgeschichte unseres Volkes gewinnen muß, kann es gerade uns in Lübeck nicht gleichgültig sein, wenn ich noch feststelle, was er in bezug auf seine tief gegründete und ihm seelisch wie sittlich gleich notwendige Bürgerlichkeit sagt. Diese Bürgerlichkeit, die, ganz unabhängig von der politischen Richtung, die eigentliche Linie jedes Deutschen ist, erkennt Thomas Mann für seine Person als ihm aus seinem hanseatischen Wurzelboden überkommen. Immer der Heimat innerlichst eng verbunden, begriff er doch erst in den Erschütterungen des Krieges völlig, wie fest ein Mensch steht, der durch unzerstörbare

152

Bindungen mit der Geschichte, und noch mehr, mit der Art einer Familie zusammenhängt, die wiederum ihrerseits nicht denkbar ohne das Gemeinwesen, in dem sie ward und wirkte. So hat gerade das Lübeckische in Thomas Mann starken Anteil an der Gestaltung wichtigster Teile seines gewaltigen Werkes. Wie sollten wir das nicht mit Genugtuung feststellen dürfen!

153

Thomas Mann: Der Zauberberg

Die politische Stellung eines Schaffenden soll bei der Betrachtung seines Werkes sich nicht in das Bewußtsein drängen. In Zeiten, die so von Unruhe durchströmt sind wie die Gegenwart, wird es sich nie ganz vermeiden lassen, daß die Farbe der Gesinnung des Autors in seinem Werk doch, wenn auch nur sehr übertragen, erkennbar wird. Unter besonderen Fügungen aber, die nur vom Künstler selbst herbeigeführt oder gar provoziert werden können, ist es nicht möglich zu übersehen, wo er in der Politik steht. Solcher Fall tritt ein, wenn das Werk einem Parteizweck propagandistisch dienen soll, oder wenn der Künstler sich außerhalb seines Werks in der Politik betätigt unter jäher und auffallender Änderung seines vorherigen Standpunktes. Solche Änderung ist Thomas Manns Geste gewesen. Er hat die Peinlichkeit auf sich genommen, sich selbst zu widersprechen. Er, der in seinem großen Werk »Betrachtungen eines Unpolitischen« Wagners Satz: »Die Demokratie ist in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen. Sie existiert nur in der Presse«, einen unsterblichen und erlösenden Satz nannte; er, der im gleichen Buch feststellte, daß in Deutschland die Bejahung des Nationalen die Verneinung der Politik und der Demokratie in sich schließe, der sich mit Stolz als »Bürger« bezeichnete, ist Demokrat geworden; er, der den Begriff des Zivilisationsliteraten überhaupt erst schuf, hat sich neben ihn gestellt. So kam er nun in eine ähnliche Lage, wie etwa die Generale v. Deimling und v. Schönau, die noch Titel und Ehren weiterführen, die ihnen unter anderen politischen und ethischen Bedingungen verliehen wurden. Nun, das ist seine Sache (soweit jemand, der der Öffentlichkeit durch sein Wirken angehört, ganz unbedingt von »seiner« Sache sprechen darf – was vielleicht zu verneinen, aber einer zu weitläufigen Begründung bedürfte, um hier untersucht werden zu können).

Meine Sache aber war es mit der vollen Aufrichtigkeit, die unter Charakteren, die sich seit Jahren in Hochachtung und Sympathie begegneten, selbstverständlich ist, an Thomas Mann redlichen Herzens zu schreiben, daß seine politische Wandlung mich schmerzt. Er hat diese Mitteilung mit der Würde des bedeutenden Mannes aufgenommen, der Offenheit schätzt (nur kleine Geister vertragen sie nicht!) und er hofft, daß die Zeit seine Stellung erklärlich machen werde und daß sein Werk »Der Zauberberg« dafür schon manche Vorarbeit leiste. (Ehe ich an die Betrachtung dieses Buches gehe, muß ich noch eine Parantese mir gönnen: immer kristallener und imposanter erscheint Goethes, ein Menschenalter lang

als kalt und unnational charakterisierte Haltung, fern und hoch über den Evolutionen seiner Gegenwart!)

155 Also nun »Der Zauberberg«. In Kürze kann kein Referent über diese Arbeit sprechen. Schriftleiter und Leser müssen mir Ausführlichkeit gestatten. Eine Äußerlichkeit sei vorweggenommen: die beiden starken Bände umfassen zusammen 1207 Seiten in leider sehr blasser, kleiner Schrift. Vielleicht hängt das mit der Einteilung der Gesamtausgabe zusammen. Oder der Verlag wollte vielleicht vermeiden, daß das Buch als ein vierbändiges Werk in unsere zerpeitschte Atmosphäre hinausträte. Warum nicht? Diese monumentale Arbeit richtet sich nur an höchst Kultivierte und sie würden das geistige Leben in und mit dem Werk leichter haben, wenn es zu ihnen in vier schlanken Bänden und ausgeprägtem Druck gekommen wäre.

156 Zwei Aussprüche kann ich über meinen Bericht setzen. Der eine stammt von Thomas Mann selbst (S. 59 I) »Zu bedeutender, das Maß des schlechthin Gebotenen überschreitender Leistung aufgelegt zu sein, ohne daß die Zeit auf die Frage ›Wozu?‹ eine befriedigende Antwort wüßte, dazu gehört eine sittliche Einsamkeit und Unmittelbarkeit, die selten vorkommt und heroischer Natur ist.« Stärker, treffender und feierlicher kann die Arbeit des geistig Schaffenden nicht gewürdigt werden! Die ganze erschütternde Hingabe an das Werk ist damit ausgesprochen, welcher Hingabe gegenüber nur die vage Unsicherheit eines möglichen Verständnisses und Erfolges steht. Und wenn wir so den »Zauberberg«, im charakterisierten Sinn, als eine Arbeit heroischer Natur bewundern müssen, erwächst aus dieser – ich möchte sagen: demütigen Haltung zugleich die Pflicht, alle Einwände gegen dieses Werk deutlich zu begründen. Und diese Einwände können nicht anders als sehr ernst und vielleicht fundamental sein. – Die andere Äußerung ist von Schopenhauer: »Die Aufgabe des Romanschreibers ist nicht, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen.« Von der Bestreitbarkeit dieses Ausspruches sehe ich hier ab, darf ihn aber auf die Kunst von Thomas Mann beziehen, das Detail so genau und so suggestiv vorzutragen, daß es zum Träger der Spannung wird. (Goethe forderte von jedem Buche Spannung: auch ein wissenschaftliches solle den Fachmann, an den es sich richtet, in Spannung versetzen. Bei uns ist die Bezeichnung »spannend« fast ein literarisches Schimpfwort geworden). Diese seine Kunst erreicht im »Zauberberg« einen Gipfel, der nicht mehr übersteigert werden darf ohne Gefahr.

Die Inhaltsangabe des geräumigen Werkes ist sehr rasch gegeben: Ein junger Hanseat, Hans Castorp, ein Normalprodukt aus altangesehenem Hause, ohne rechte freudige Lebensenergie, soll nach bestandenen Ingenieurexamen drei Wochen ausspannen, und es liegt für ihn auf der Hand, diese Zeit zum Besuch bei seinem Stiefvetter Joachim zu benutzen, der seit drei Monaten in Davos sich im Sanatorium befindet. Dieser Stiefvetter will Leutnant werden und vor dem Eintritt in sein Regiment eine »feuchte Stelle« in seiner Lunge ausheilen. Von dem Augenblick an, wo Hans Castorp in die Umwelt des Sanatoriums eintritt, fühlen wir, daß sein Wesen sich in dieser Atmosphäre körperlicher Leiden, sittlicher Haltlosigkeit und übersteigerter Nervenreizbarkeiten auflösen und folgenreicheren Umwandlungen unterliegen wird. Der Autor erweist sich als Experte in Tuberkulose. Wir erleben alle durch sie möglichen Todesformen: wir sehen neben den Türen der »Moribunden« (d.h. der dem Tode nicht mehr zu Entreisenden) die Flaschen mit Sauerstoff stehen; wir spüren in den Brusttaschen der Patienten das Aufnahmeglas für Sputum; wir werden mit den Patienten bekannt, die einen Pneumothorax haben und unter sich in grausigem Humor den Verein »Halbe Lunge« bilden. Der empfängliche Leser wird zuletzt von einer Art Unruhe erfaßt, die ihn zwingen möchte, die eigene Temperatur zu messen. Es vibriert zwischen den Patienten ein schwüles, unverhülltes Interesse an den sexuellen Beziehungen der Einen zu den Andern und bei einem Skandal wettet der Chefarzt, der Hofrat Behrens, daß er nichts dafür könne, daß die Phtise nun mal mit besonderer Konkupiscenz verbunden sei. Mit unerhörter Meisterlichkeit wird dargestellt, wie aus dem harmlosen Besucher der Anstalt allmählich deren Klient wird, in einer Art dämonischer Rattenfängerschaft, zur Autosuggestion gebracht, auch ihm könne eine Kur hier oben Heilung kleiner Schäden bringen, von deren Dasein er bisher keine Ahnung hatte. Und aus der »kleinen Kur« wird dann ein Hängenbleiben, für Jahre, wenn nicht gar für immer. Die Patienten, sie solche Opfer sind, verlieren die Kraft zur unbekümmerten Existenz ohne den ganzen Heilapparat, sie verlieren jede innere Verbindung mit den Pflichten des Daseins.

Wir befinden uns also zwischen lauter Outsidern der Welt, und es ist schwer zu verstehen, welchen Gewinn es gerade in unserer Gegenwart bringen soll, außerhalb ihrer zu leben. Gerade jetzt, wo sie von jedem Menschen alle Kraft erfordert, den Untergang (nicht nur unseres Volkes) aufzuhalten! Der Begriff »Zeit« löst sich auf bei den Leidenden, die von der Kostbarkeit dieses unseres wertvollsten Besitzes (denn in ihr hat die

158 Arbeit ihre Auswirkungsfähigkeit!) gar keine Vorstellung mehr haben. Die geistreichen, kühnen oft, und oft spitzfindigen Gedankenspielerien, um diesen zerflatterten Begriff »Zeit« herum, sind verführerisch und bedenklich zugleich.

Hans Castorp, die Person, an deren Tageslauf jahraus, jahrein all diese furchtbaren Details der Leiden angereicht werden, wird vom Autor immer wieder als eine »einfache Natur«, als schlichter Jüngling betont. Aber, so durchaus Mann sich auch bemüht, den Vortrag Castorpscher Reden und Gegenreden jeder schönrednerischen Gewandtheit zu entkleiden: er hat doch Mannschen Geist, und zahllose seiner Randglossen, Einwürfe und eigenen Gedanken zeugen für seinen eingeborenen Intellekt. Ein »einfacher« Geist kann nicht Betrachtungen über das Leben anstellen, wie Hans (S. 468 u.w. I), nicht über die Zeit, nicht ein Wachtraumerlebnis haben, wie das im Schnee, nicht so verständnisvoll anatomische Offenbarungen in sich aufnehmen, vor allem aber nicht solch Verständnis für Menschen von ausnehmendem Format haben wie er. Hans Castorp ist nicht gesteigert, sondern erwacht! – Und was erlebt denn dieser junge Mann! Lauter Details.

All diese furchtbaren Details der erschreckendsten Leiden! Und natürlich sucht Thomas Mann eine endlose Reihe grotesker Gestalten zu Trägern dieser Leiden hervor. Seine Neigung, das Pathologische und Groteske darzustellen, ist von Gegnern zuweilen als Mangel an Ethik gedeutet. Das ist eine falsche Auffassung. In der tiefsten Wurzel aller Begabungen ist auch schon der Zwang ihrer Art und wohin sie wachsen will eingeschlossen. Und sollte nicht vielleicht, vielleicht sage ich, ein frühes und ahnungsschweres Empfinden für das Corruptible ihm eingeboren gewesen sein, das in Teilen deutschen Bürgertums sich schleichend auszubreiten begann?

159 Nicht geleugnet werden soll, daß das Groteske leichter darzustellen ist, als das Schöne und es mag wohl sein, daß Thomas Mann die nützlichen Lehren, die uns Maupassant in seiner Vorrede zu »Pierre et Jean« gab, oft allzu sorgsam befolgt.

Mann hatte dies Werk schon vor dem Krieg begonnen: in seinen »Betrachtungen«, gelegentlich der Würdigung von Pfitzners Palestrina, spricht er davon und daß die Sympathie mit dem Tode ihn dabei bewege. Ob vor dem Kriege andere Bedingungen dies Werk empfangen hätten? Sozialhygienische Zwecke verfolgt es nicht. Ob ein dichterisches Werk aus ästhetischen Gründen alle diese Schilderungen vermitteln durfte, sei dahingestellt. Es spielt mit dem Grauen, es fantasiert groß, zynisch, poetisch –

je nach dem Fall – über den Tod. Jetzt aber, nachdem der Krieg uns in eine unermeßliche Fülle der Leiden und des Todes riß, davon Millionen Herzen noch bluten, jetzt hätte er vielleicht besser das Werk noch unvollendet gelassen. Wie sich denn auch, in Folge der sich über Jahre hinziehenden Vorstellungskonzentrationen der Stoff an Details so gehäuft hat, daß der Verfasser nicht die letzte Selbstkritik der Beschränkung mehr besaß.

Wenn der erste Band der der Details genannt werden kann, dürfen wir den zweiten den der Gespräche nennen. Ohne daß es dem ersten Band an höchst bedeutenden Gesprächen und dem zweiten an erschrecklichen Details fehlt. Hans Castorp lernt in dem Italiener Settembrini eine Persönlichkeit von Temperament und hoher Intelligenz kennen. Dieser Mann ist »demokratischer Patriot«. »Er hat«, sagt Hans Castorp von ihm, »seine Bürgerpikete am Altar der Menschheit geweiht, damit die Salami in Zukunft an der Brennergrenze verzollt werde.« Dieser Settembrini, der als Republikaner und Demokrat den Krieg verdammt, ist aber doch durchaus und jederzeit geneigt, für seines Vaterlands Vergrößerung gegen Wien zu marschieren. Neben diesem Republikaner, Freimaurer und schönrednerischem Pathetiker von würdigstem, liebevollstem Charakter, geht noch ein Jesuit jüdischer Herkunft von unerhörtem Wissen und scharfer Dialektik einher. Was diese beiden Männer vor und für Hans Castorp debattieren, um seine jugendliche Gefolgschaft gewissermaßen ringend, ist von wahrhaft blendendem Reichtum an Geist und Wissen. Ich glaube nicht, daß irgend ein anderer Mann in Deutschland, wissenschaftlicher oder schöngeistiger Provenienz, imstande wäre, sich in so funkelnder Sprache und mit so tiefgründiger Kenntnis über die vielfältigsten Kulturerscheinungen und Epochen zu ergehen, wie Mann es hier durch den Mund Settembrinis (wohl seines eigentlichen Überzeugungsträgers) und des Jesuiten Naphtatut: über Gothik, Musik, Republikanismus, Logenwesen, Zeitsinn, von der Mission des Proletariats, von Hygiene, Erziehung, Humanismus, Geschichte, Anatomie, Philosophie ... bald vom Standpunkt des Republikaners, bald von dem des Jesuiten aus. Und wenn die Gedankenfülle einen umkreist, wird man schließlich versucht, sich auf eine einfache Erkenntnis zurückzuziehen und sich darin zu resignieren, daß es keine ewigen Wahrheiten in all diesen Dingen gibt. Und ein gewisser Niederschlag der Betrachtungen will dann allerdings auch Thomas Manns politische Wandlung als vorübergehende – Unwichtigkeit festlegen! Einen sehr bemerkenswerten und sehr bestreitbaren Satz Settembrinis wollen wir hier

160

161

doch abschreiben: »Die Literatur sei nichts anderes als eben dies: Die Vereinigung von Humanismus und Politik, welche sich um so zwangloser vollziehe, als ja Humanismus selber schon Politik und Politik Humanismus sei.« – Haben wir hier den »umgewandelten« Thomas Mann? – Hat er vergessen, daß die Geschichte uns auf zahllosen ihrer Blätter lehrt, daß Politik die Feindin des Humanismus war? – Und auch eine Äußerung Naphtas sei notiert: »Das Instinktive ist durchaus auf seiten des Nationalen und Gott selbst hat den Menschen den natürlichen Instinkt eingepflanzt, der die Völker veranlaßt hat, sich in verschiedenen Staaten voneinander zu sondern.« –

Hans Castorp kann nicht ganz unberührt bleiben von der Atmosphäre der Sexualität, die durch das Sanatorium schwelt. Eine lang sich hinziehende Annäherung an eine fremdartige Frau, deren Freibrief die Krankheit ist, deren Herkunft aus jenseitigen Kaukasusländern ihr alle Ungebundenheit gibt, gipfelt endlich in einer knappen Stunde erfüllter Wünsche, aus der er – das Röntgenbild der Begehrten als Andenken hinwegnimmt, das Röntgenbild, das ihr feines Knochengestüt und ihr brüchiges Innere zeigt und das seine Phantasie mit dem zarten weißen Fleisch ihres Körpers umkleiden kann. Worauf er Jahr und Tag ihrer Wiederkehr wartet, um sie als Reisebegleiterin eines Mynheer Peepkorn zurückkehren zu sehen. Die monumentale Außerordentlichkeit dieser zugleich grotesken und dennoch Ehrfurcht einflößenden Gestalt lebensvoll hinzustellen, hat allerhöchste Kunst gefordert. Dieser Peepkorn tötet sich, weil er sich als »Gottes Hochzeitsorgan empfand und das Versagen des Gefühls vor dem Leben als kosmische Katastrophe empfand« – so drückt Hans Castorp das aus, derselbe, den sein Autor einen »einfachen jungen Menschen« nennt! Dieser Tod zwingt Hans Castorp zu einem keuschen und zarten Abschied von der so lange Begehrten.

Und von da versinkt sein Leben in dem Stumpsinn des Sanatoriums, den der Verfasser mit Recht »dämonisch« nennt, denn sein geheimes Wesen ist mörderisch. Alle Stadien leerer Scheinunterhaltungen, die die Geselligkeit kennt, werden durchlaufen und zuletzt muß die Beschäftigung mit dem Okkultismus die Patienten aufpeitschen; hier treffen wir auf einige Reminiszenzen aus dem uns bekannten Vortrag Manns über Okkultismus. Offen will ich sagen, daß man diese letzten Kapitel knapper gefaßt wünscht. Noch Bände lang könnte die Erzählung fortgesetzt werden, Detail an Detail reihend, wenn nicht jäh der Donnerschlag die Welt erschütterte – der eine, der noch Jahrhunderte lang nachhallen wird ...

Von einer Gestalt habe ich noch nichts gesagt, sie mit Vorsatz allein behandeln wollen. Das ist der junge Joachim, den zu besuchen Hans nach Davos reist, um dann seinerseits dort Dauerpatient mit nur ungefähren Symptomen zu werden. Joachim hat wie gesagt eine »feuchte Stelle« in der Lunge, die er auskurieren soll, ehe er als Fahnenjunker in sein Regiment eintritt. Und dieser stille, dieser in Wahrheit einfache und keusche junge Mensch ist es, den man als einzigen den Versuchungen des »Zauberbergs« widerstehen sieht, sowohl den sexuellen als denen zur Fahrlässigkeit mit Zeit, Pflicht und den sittlichen Aufgaben der Mannesarbeit. Er hat auch die Selbstbezwungung abzureisen, sogar gegen den Rat der Ärzte. Alle empfinden die schlichte Lauterkeit dieses Mannes. Aber er muß wiederkommen, den geliebten Beruf verlassen und eine »Nachkur« versuchen, während welcher Kehlkopfschwindsucht sich bei ihm einstellt und seinen frühen Tod verursacht. Mit ganz wenigen, leisen Linien, in einer Graphik möchte ich sagen, die alles Überflüssige ausspart, ist die Zeichnung dieses Charakters durchgeführt. Und sein Sterben gehört zu den ergreifendsten Schilderungen, die Mann je geglückt sind. Mag er überall in diesem Werk der Beobachter von unerhörtem Scharfblick, der Psycholog von tiefgründigsten Erkenntnissen, der Sprachkünstler ohnegleichen, der Dialektiker von blendender Unerschöpflichkeit, der Inventarist der entsetzlichen Leidensformen sein – hier ist er der Dichter, der zu erschüttern weiß, dessen Herz man klopfen hört! –

163

Ja, und als der Donnerschlag den Erdball erbeben macht, ist der arme Joachim schon tot. Der Kriegsausbruch reißt auch Hans Castorp vom Zauberberg hinab ins Flachland und im Trubel des Bahnhofs, da alles was deutsch heißt, hinabjagen will, sagt der arme Settembrini mit seinen schon hinschwindenden Kräften liebevoll dem jungen Freund Lebewohl. Es war für Mann nicht leicht, diesen jähren Schluß, gerade diesen, dem Werk anzuhängen. Er hat versucht, es mit Schlichtheit zu tun. Und in einer kurzen Kriegsszene sehen wir dann Hans Castorp sich ins Ungewisse verlieren. Zum Leben? Kaum. Zum Tod? Wahrscheinlich.

164

Ich sehe mit Schrecken, daß bei aller verhältnismäßigen Ausführlichkeit – für ein Referat ausführlich – ich nicht den dritten Teil der Notizen aufgearbeitet habe, die ich mir während des Lesens machte. Und mit dieser Feststellung allein bezeuge ich schon den unerhörten Reichtum des Inhaltes. Diejenigen, die durchaus ein Schlußurteil haben wollen, kann ich nur darauf verweisen, sich selbst aus allem Gesagten eines wenigstens ungefähr zu bilden. Wenn sie dann annehmen, daß hier bedeutendster

geistiger Gewinn sich nur erobern läßt, durch Überwindung abschreckender stofflicher Materien, so werden sie auf der richtigen Spur sein. Daß der Verfasser selbst dafür eintritt – durch seinen Settembrini – daß das Pathologische recht eigentlich der Stoff für den Dichter sei, »da der schöne Geist sich fast regelmäßig das Leiden zum Gegenstand gesetzt hat« – wirkt als Verteidigung. Gewiß – das Leiden! Das der Seele, und sparsam und im Einzelfall das des Leibes. Aber zwischen den Schwären des armen Heinrich, der Wunde des Amfortas und einem ganzen Sanatorium voll Tuberkelnkranker ist ein Unterschied.

165

Lübeck als Geistesform

Auch bedeutende Worte verklingen im Gedächtnis der Hörer. Willkommen zu heißen ist es also, daß Thomas Manns Vortrag vor diesem Los gesichert und in ein Büchlein eingefangen wurde. Er ward gehalten am 5. Juni 1926 inmitten hochschwingender Jubiläumsstimmung; zwischen Entfaltungen, deren Auswirken Zeit haben muß, das Ereignis, dessen Bedeutung sogleich überzeugte. Vor allem war er von historischem Gewicht durch den sehr merkwürdigen Augenblick, wo diese Bekenntnisse zum freistädtischen Bürgertum gesprochen wurden, während der Boden von den Bemühungen bebte, die eben dies Bürgertum stürzen möchten. Hiervon noch ohne Kenntnis und ganz unpolitisch hatte sich dem Dichter die seelische Nötigung aufgedrängt, von dem zu sprechen, was ihm aus dem Wissen der Geschichte der Hansestadt und ihren einzig möglichen Lebensbedingungen sicher geworden war: von der Würde und dem geistigen Gehalt hansischer Bürgerlichkeit.

Doch die tiefsten Erkenntnisse erwachsen den Schöpferischen immer aus ihren eigenen Werken. Diese psychologische Wahrheit offenbarte sich aus allem, was Thomas Mann von seinen Dichtungen erzählte. Er sprach von dem erst so mühseligen buchhändlerischen Weg der Buddenbrooks, der dann in steilem Aufstiege zum Gipfel des Erfolges führte. Er bekannte, in welcher künstlerischen Unschuld er dem eigenen Werk gegenüberstand, seines kulturgeschichtlichen Wertes sich noch nicht bewußt. Er bekannte, daß er von Täuschung über sich selbst befangen war: künstlerisch, indem er seine Begabung auf die Form der knappen Erzählung gerichtet hielt; intellektuell, da er seine Verbundenheit mit der Heimat noch nicht in sich erspürte. Als er sie dann eines Tages begriff, entdeckte er sich als Lübecker. »Künstlertum ist etwas Symbolisches. Es ist die Wiederverwirklichung einer ererbten und blutsüberlieferten Existenz auf anderer Ebene«, sagte er. Vom Eigenwillen des Werkes sprach er, das ideell schon da ist, aber bei der Verwirklichung dem Autor selbst die größten Überraschungen bereitet. Das hat wohl jeder, auch der bescheidener Schaffende, falls er kein Routinier oder Aftertalent ist, an sich erfahren, daß z.B. der sorgsam aufgebaute Entwurf einer Romanhandlung sich während der Arbeit eine andere als die geplante Entwicklung erzwingt. Jedes Werk hat seine geheimen Lebensgesetze in sich. – Der Vortrag spann Heimatstimmung um verschiedene Schöpfungen des Dichters. Soweit dabei das in Venedig erfahrene Anklingen an Hansisches und Heimisches herangezogen ward,

um auch die dort spielende Novelle in die Zusammenhänge hineinzuwoben, empfand man einige Gewalttätigkeit in der Gedankenführung. Daß die Buddenbrooks und Tonio Kröger »Wiederverwirklichung« im obigen Sinn sind, weiß jedes Herz, das dem Dichter entgegenschlägt.

167 Thomas Mann bekannte sich zum Europäertum und erklärte, weshalb er dem in allen Ländern aufgärenden Nationalismus widerstrebe. Hierin bin ich ganz anderer Meinung. »Ist nicht vielleicht alles, was wir jetzt erleben, der Umweg nach Europa? In welchem Fall die Pflicht nur dringlicher erschiene, die Eigenschaften der Nation streng zu sichten und ihre Werte weiter auszubilden. In einer Amalgamation das edelste Metall zu sein, müßte immer der Wille einer auf ihre Eigenart stolzen Nation bleiben.« (Aus Germaine v. Staël von Boy-Ed.)

Mit der scharfen Eindringlichkeit seiner Selbstbeobachtung gab der Dichter sich zu, daß er dem heimischen Dialekt, dem Nachhall des Plattdeutschen manche Farbe, manchen Klang seiner Sprache verdanke. Dies vom Meister der Sprache zu hören, war offenbarend. Im persönlichen Verkehr habe ich – vielleicht irrtümlich – wohl die Empfindung gehabt, als mache es ihn etwas nervös, scheinbar ausschließlich seine Sprache rühmen zu hören. Aber solches Rühmen schließt doch ganz von selbst die Anerkennung gedanklicher und psychologischer Höchstwerte in sich. Eine solche Sprachkunst wäre unmöglich, hätte ihr Inhalt nicht gleichen Rang. Zu diesem Thema noch zwei Bemerkungen: Über die Kraft, mit der die Mannsche Sprache das eigentliche Wesen der Ironie (die eine tödende, keine belebende Macht ist) in einer Überfülle von scharfen oder zärtlichen, von überlegenen oder lächelnden, von streichelnden oder amüsanten Farben ins Schöpferische umkehrt. Und zum anderen: die keusche Anmut der Darstellung. Diese Anmut, die sich selbst im morbiden Stoff vom »Tod in Venedig« nie verleugnet, ist in unserer Zeit, wo brutale Nacktheit des Wortes und des Geschehens die Leser verdirbt, künstlerische Höhenluft.

168

Und von Anmut umspielt war auch der Vortrag, in dem literarisch-persönliche Erinnerungen das Grundthema umrankten, eben die Würdigung des hanseatischen Bürgertums und seine Verbundenheit mit ihm. Schon das Goethe-Motto mit den Schlußversen »Wo käm' die schönste Bildung her, wenn sie nicht vom Bürger wär'«, gibt dieses Leitmotiv an. Aus dem Wurzelboden des Bürgertums erwuchs auch Manns berühmtestes Werk, das mehr ist als eines von nur lübeckischem Charakter – als welches ich es, trotz der vielen Lübecker Modelle, nie so recht empfunden habe –,

das Werk, das den Familienbürger von ganz Mittel- und Westeuropa lebendig hinstellt. Es gibt neben dem Familienbürger noch einen anderen, der auch sehr wohl in dem ersteren eingeschlossen sein kann. Das vor allem in Deutschland oft verwunderliche Bürgerexemplar, das zugleich der Hauptträger der Kultur und der kleinlichsten Philistrosität ist. Mann bekennt sich in seinem Vortrage zur Mission, diesem Bürger geistige Freiheit zu schenken, die nur möglich ist, wenn sich ihr ein Begreifen künstlerischer Werte zugesellt. Woraus man schließen könnte, daß er hofft, den Bürger dem Schellingschen Ideal von der höchst möglichen Erscheinungsform des Menschen ein wenig anzunähern.

169

Thomas Mann: Versuch einer Deutung

Es mag durchaus eine Frage sein, ob man jemanden, der in gesammelter Energie auf dem Weg ist, durch Zuruf aufhält oder anfeuert, obgleich die Dinge im Grunde ja so liegen, daß der Gang des Schaffenden – trotz der Selbstkritik, welche an sich Größe sein kann oder doch Vorbedingung zur Größe ist – von einem Zwange bestimmt wird, dem er nicht enttrinnen kann. Niemals ist über Dichtkunst etwas Wahreres und Aufschlußgebenderes gesagt, als die beiden Worte Strindbergs: »Es schreibt.«

Aber Thomas Manns Geburtstag zu beschweigen, geht nicht wohl an. Und außerdem wissen wir so wenig, wie er selbst es wissen kann, ob er auf dem Wege ist oder schon am Ziel. Das kann nur die Zeit erweisen. – Im allgemeinen ist es sehr schwer, über jemanden zu schreiben, der noch mitten in künstlerischer Arbeit steht. Wagt man es, kommt man in die Lage jener Literarhistoriker, die ein Buch über moderne Literatur verfassen und dabei abschließend über Autoren urteilen, die später noch, vielleicht sich selbst zur Überraschung, ihre charakteristischsten und wichtigsten Werke produzieren.

170 Vor einiger Zeit wurde die Unternehmung gewagt, zwischen Thomas Mann und Josef Ponten (dem auch von mir Hochverehrten) eine Scheidewand derart aufzurichten, daß an der einen Seite der »Schriftsteller« Thomas Mann, an der anderen Seite der »Dichter« Josef Ponten seinen Platz zugewiesen erhielt. Solche Einteilung ist vollkommen unsinnig, und es kann sie nur jemand unternehmen, der von den letzten Geheimnissen des Schaffens keine Ahnung hat. Immer, wo Es schreibt, ist Intuition, also Dichtung. Sie kann herausglänzen aus der bescheidensten kleinen Novelle im Feuilleton einer Tageszeitung; sie kann fehlen in Werken, die Verstand, Erfahrung und sprachliche Gewandtheit meisterlich gestaltete. Daß Thomas Mann der Intuition ermangele, kann kein Kritiker zu behaupten wagen.

Dies unergründlich geheimnisvolle »Es«, das jedem Schaffenden das Martyrium eines Doppelwesens aufbürdet, welchen Fluch und welche Gnade (es ist beides!) Thomas Mann von je als Tragik empfand; dies »Es«, was den beherrscht, in dem es lauert, wachsam und sprungbereit; dies »Es«, das unbezwinglich scheint, weil es in verborgenen Tiefen des Unterbewußtseins lebt, ist dennoch auch abhängig von zwei Bedingungen: vom Blut und von der Zeit. Das Blut bestimmt die Neigung zum Stoff der Darstellung und ihre Temperatur. Von der Zeit ist »Es« abhängig, insofern ihm eine vorbestimmte Aufgabe geworden sein kann, der Gegenwart Er-

kenntnisse aufzudrängen oder, resp. und, vorausschauend der Zukunft neue Ziele zu schenken.

Mischblut hat seine besonderen biochemischen Merkmale. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Zuschuß vom Blut einer altersmüden, übererfahrenen Rasse zu seinem Germanenblut Thomas Mann jene unheimlich scharfe Beobachtungskunst für das Mürbe, Zerfallende gegeben hat. Und dies vermählte sich seiner Begabung und Berufung auf das in- nigste. Diese ist (wie ich schon früher an anderer Stelle ähnlich sagte), seine Gegenwart zu Erkenntnissen zu zwingen; denn ein frühes und drückend schweres Spüren des Korruptilen, das sich in großen Teilen des deutschen Bürgertums schleichend auszubreiten begann, war ihm eingeboren. So mußte sein Thema Verfall werden und immer wieder Verfall, der körperliche wie geistige. Diese beiden Verfallsformen mehr als die des moralischen – trotzdem der »Tod in Venedig« und Einzelheiten des »Zauberbergs« dem zu widersprechen scheinen. Aber nur scheinen. Wer mit Liebe und Aufmerksamkeit durch alle seine Werke geht, von den »Buddenbrooks« an durch die Novellen bis zum »Zauberberg«, findet immer dies eine: eben den Verfall. Die Lebenssonne scheint nicht hell in Thomas Manns Werken. Die Ausnahmen »Gesang vom Kindchen« und »Bauschan« lassen nur desto deutlicher spüren, wie düster, wie schmerzlich skeptisch und kühl die Temperatur um all seine Gestalten weht und schwebt. Auch im Liebespaar in »Königliche Hoheit« (ein Roman, den ich unter Thomas Manns Schaffen mit am höchsten stelle) schlagen die Pulse maßvoll. Der heiße Feuerstrom der fortreisenden Leidenschaft weht uns niemals an.

Mann ist der besonnenste, der umsichtigste und genaueste Schilderer, den die deutsche Dichtung besitzt. Das Detail ist sein Ausdrucksmittel, aber es ist immer so fein ziseliert, daß es weit entfernt vom brutalen Naturalismus etwa eines »Fuhrmann Henschels« bleibt. Im »Zauberberg« fragt er einmal geradezu besorgt: »Der Leser sieht ihn doch?« (nämlich den Mann, den er da gerade schildert). Das ist eine Frage, die äußerste künstlerische Gewissenhaftigkeit verrät. Denn der Dichter weiß es wohl: es hängt alles davon ab, daß auf den Leser eine starke Suggestion ausgeübt wird, in welcher für ihn die geschilderten Gestalten leben.

Aber nicht die beispiellose Kleinarbeit in der Ausmalung, auch nicht die immer tief durchforschten psychologischen Entwicklungen – die vielleicht nicht immer volle Überzeugungskraft haben können, weil sie vielfach von pathologischen oder gar anormalen psychischen Begleiterscheinungen

171

172

bedingt und deshalb dem Gesunden nicht nachfühlbar sind –, nicht diese Seiten seiner Begabung haben seinen großen Erfolg getragen. Der furchtbar klare Blick für alle Verfallserscheinungen; dieses seltene und beunruhigende Wissen um Fäulniserreger; die unerschrockene Kraft und Macht, sie aufzudecken – dies ist es, was ihm eine Sonderstellung schafft und seinen Nachruhm, als den des Zeugen dieses Abschnittes teilweiser Erkrankung deutscher Kultur und Zivilisation, befestigen wird.

173 Und darüber hinaus, ja vor allem für uns Deutsche, ist es seine ganz unvergleichliche Sprachkunst, die ihm hohen Rang gibt. Nur wer selbst ein Menschenalter hindurch mit dem schwersten aller künstlerischen Materiale, der deutschen Sprache, ringt, um sie rein, lebendig, vorbildlich zu gestalten, kann ganz ermessen, welche Monumentalität an Arbeit und welcher Reichtum an Sprachgefühl in Thomas Manns Deutsch steckt. Er sagte mir einmal: Auf das Adjektiv kommt es an. Und er ist der Meister, immer das Treffendste zu finden, oft in langem Ergrübeln, Vergleichen, in sorgsamer Wahl – also in wahrer Künstlerarbeit. Und um eine Sprachkunst von solchem Grade ist es noch besonders bestellt.

Maler und Bildhauer können mit Pinsel, Meißel, Farbe und Stein technisch vollendete Werke schaffen, die dennoch durch ihre geistige Leere den Beschauer ermüden. Aber leere Sprachkunst gibt es nicht. Hier bedingen Form und Inhalt einander, mehr wie in jeder anderen Kunst. Nur wenn die Sprache von echtem Gefühl oder von Gedankenfülle wahrhaft durchströmt ist, kann sie den Leser zu sich hinüberzwingen – dem Dichter den großen Erfolg gewährleisten. Sie muß seine eigene Sprache sein! Nicht die tausendfach abgenutzte, die zahllose vor und neben ihm geschrieben und schreiben. Und die von Thomas Mann bringt in ihrer vollendeten Form eine solche unerhörte Fülle von Wissen, Belesenheit, logischen Folgerungen, kühnster Dialektik, eigenartigsten Gedanken, daß sie hierin kaum einen Rivalen hat.

Hier möchte ich doch einschalten, wie wunderlich die verschiedene Einschätzung von Prosa und Vers in Deutschland – nur in Deutschland besteht sie – berührt. Die dichterische Meisterschaft einer bedeutenden Prosa wird noch nicht genug anerkannt. In Frankreich haben einige der größten Dichter niemals einen Vers geschrieben: Balzac weder noch Flaubert, George Sand nicht und nicht die Staël oder Maupassant. Aber ihre Prosa ist der Stolz ihres Landes.

Das Doppelwesen des Schaffenden, vom »Es« bedingt, ist bei Thomas Mann noch mit Nebenbedingungen belastet, oder ich will lieber sagen

verknüpft, die es schwer machen, seine Erscheinung ganz deutlich mit dem forschenden und suchenden Blick zu umfassen. Mehr als bei anderen Autoren tritt das Autobiographische bei ihm in Erscheinung. Es ist in jedem Werke jedes Schaffenden Autobiographisches verborgen, nur der Leser erkennt es nicht. Durch die Buddenbrooks setzte sich aber in der Vorstellung der Lesewelt die Idee von autobiographischer Preisgabe fest, und sie bestärkte sich noch an Tonio Kröger. Dies hat dann zu Unterstellungen und Ausdeutungen auch bei anderen Werken geführt. Die ärgerliche Schwebbeweglichkeit der nur Aufnehmenden läßt nicht leicht von einmal gefaßten Vorstellungen ab. Aber dieser Mann, der die dämonische Gabe hat, Verfall, Fäulnis und widerstandslose Hingabe an Lebenserschlafung zu schildern, ist ein bürgerlich tief glücklicher Familienvater und Gatte, ein Arbeiter von zähester Energie!

174

Nicht mit so wenigen und klaren Worten läßt sich ein anderer Umstand besprechen, und ganz klären läßt er sich überhaupt nicht. Das ist die politische Wandlung, die wir an Thomas Mann erlebt haben. Er, der Verfasser des großartigen und positiven bürgerlichen Staatsformen geneigten Buches »Betrachtungen eines Unpolitischen«, das von aufbauendem, vaterländischem Geist durchwärmt war und den Zivilisationsliteraten schwer beschuldigte, hat sich nun an seine Seite gestellt und verleugnet seine damaligen Überzeugungen. Er hat sich und uns in die Lage gebracht, daß wir gegen den Thomas Mann, der Demokrat wurde, immer den Thomas Mann der »Betrachtungen« zitieren können. Und ganz wunderbar berührt es, daß er dieses, geistig sozusagen von ihm annullierte Buch dennoch seinen gesammelten Werken einreihet – in denen es nun als gewichtiges Dokument eines weiteren Widerspruchs im Wesen des Dichters wirkt. Man kann und muß jede Überzeugung respektieren, auch wenn sie von der eigenen abweicht. Aber in der Stimme des Renegaten schwingt nun einmal immer ein unreiner Nebenklang mit, und man erinnert sich der Worte, die Goethe über Winkelmanns Religionswechsel sprach. – Es widerstrebt mir nun aber doch, auf die Dauer diese Wandlung, wie vielfach geschieht, auf die Auswirkungen familiärer und verlegerischer Umwelt zu schieben oder durch den Einfluß seines deutschfeindlichen Bruders Heinrich zu erklären, der, außer vielleicht in der Kunst farbiger Schilderung, nicht von fern an die großen geistigen Potenzen von Thomas heranreicht. Ich denke so: damals, in der Hochstimmung und Nervenanspannung, die jeden Deutschen packte und trug, als man unser Vaterland zerschlagen wollte, versank in ihm das schließlich doch vor allem aus dem

175

romanischen Teil seines Wesens Lebensodem saugende »Es«. Seine Pulse schlugen im Takt des Blutes seines Vaters! Aber mit dem Zusammenbruch verebbte die Hochstimmung – sie, in der »Es« nicht die Atmosphäre fand zu schöpferischen Intuitionen. Und dem Zwang gehorchend, der aus den Unterströmungen seiner Blutmischung heraufdrängte, der stärker ist als sein bewußter Wille, wandte er sich von den Anschauungen ab, die er in den »Betrachtungen« vertrat.

176 Daß Thomas Manns Dichtungen mehr von dem romanischen Teil seines Wesens bestimmt sind und aussagen, ist mir neuerdings sehr klar geworden, da ich mich mit Pirandello beschäftigt habe, dem zur Zeit erfolgreichsten und berühmtesten italienischen Dramatiker und Novellisten. Während ich keinen deutschen Dichter zu nennen wüßte, der mit Thomas Mann verwandt ist – kleine Nachahmer kommen nie in Betracht –, wird man von der Ähnlichkeit mit Pirandello betroffen. Dies ist natürlich nicht die plumpe Ähnlichkeit der Stoffwahl, der Probleme, sondern die zwischen den Zeilen brütende Dumpfheit und pessimistische Beobachtung des Mürben. Diese Feststellung hat mit dem Wert natürlich nichts zu tun, erhöht ihn weder, noch verkleinert ihn.

Einen Teil seines Schaffens muß ich noch mit wenig Worten streifen: Er ist ein Essayist von höchstem analytischen Vermögen, und Abhandlungen wie die über Goethe und Tolstoi, die Vorrede zu Chamisso's Schlemihl und andere könnten, als unabhängig von Mode und Zeitströmung, vielleicht manche seiner Novellen überleben.

177 Eine wunderbare Fügung ist es, daß dieser Abschnitt in Thomas Manns Leben – ein gedachter nur, ein durch die Ziffer 50 gesetzter und vielleicht willkürlich angenommener – zusammenfällt mit dem Abschnitt in der innerpolitischen Entwicklung unseres Vaterlandes. Was wird der Inhalt der nächsten Jahre sein? Ringen um Aufbau, Ringen um die einfache, reinliche Kraft zum Leben, Versuche zur moralischen und geistigen Gesundheit, Wille zum Überwinden des Korruptilen. Kann und wird in dieser anderen Luft Thomas Mann fortfahren, der Schilderer des Verfalls, des Unterganges, der passiven Hingabe an Differenziertes, der ermatteten Ergebenheit an das Brüchige zu sein? Wenn seine Mission erfüllt und er also innerhalb ihrer nicht mehr auf dem Wege, sondern am Ziel ist, könnte es wohl sein, daß die Entwicklung ihn auf einen anderen Boden hinüberdrängt.

Sein großes, bewundernswertes Können, dessen Zeugnisse auch kluge Regie nicht entbehrt haben, bescherte ihm einen sehr bedeutenden Erfolg.

Er ist auch ein Exponent der deutschen Literatur im Ausland geworden. Er gibt sich – wie ihm die Kritik hier und da vorwarf – gern schon als Klassiker. Aber zur vollen Größe, die ihm noch beschieden sein mag, gehört die Umfassung und das Verstehen aller Menschlichkeiten! Sie sind von der Natur vielfach zusammengekittet, und ihr Teil Gesundheit ist denn doch größer als ihr Teil Krankheit – sonst wäre Untergang ihr Los.

Das Erreichte ist bedeutend. Gespannt stehen wir vor dem weiteren Schaffen Thomas Manns, denn jeder Wirkende, und vor allem der künstlerisch Schaffende, ist ein »Werdender« bis zuletzt.

178

Wenn man zurückdenkt

Wenn man beobachtet, welchen Täuschungen sich die meisten Menschen über ihr Äußeres hingeben, kann man sich der Furcht nicht erwehren, daß es auch schwer sein möchte, sein Inneres deutlich zu erkennen und gutgläubig davon auszusagen, wie es denn beschaffen ist. Der Künstler nimmt die Erscheinungen der Welt in sich auf, verarbeitet sie in sich und schenkt sie ihr dann zurück, durchwirkt von seinem eigenen Wesen, das erwärmt oder durchkühlt, erhöht oder verkleinert hat, was es aufnahm. Und ganz selbstverständlich glaubt er, daß er richtig darstellt, daß seine in scharfer Selbstkritik durchsiebte und sorgsam geformte Wiedergabe der Dinge, die sind, die richtigste ist. Ich glaube nicht, daß es einen Schaffenden gibt, der mit Bewußtsein falsch darstellt. Insofern könnte über den Schöpfungen jeder Kunst stehen »wie ich es sah«. Deshalb sagen alle Werke vielmehr von ihrem Schöpfer aus, als er selbst es kann, und es ist im Grunde unnötig, von ihm ein Spiegelbild seines Wesens zu fordern.

25

Auch die Daten sagen wenig. Es gibt Naturen, die durch bunte Schicksale gerissen werden und unberührt bleiben und andere, deren seelisches Leben unter äußerlich stillen Daseinsformen eine Folge von tief aufwühlenden Evolutionen ist. Um jeden künstlerisch begabten Menschen gibt es eine Atmosphäre von Unerklärlichkeiten, undurchsichtig und geheimnisvoll. Er ist eine Doppelnatur. In den Tiefen seiner bürgerlichen Normalerscheinung steckt noch ein anderes Wesen. Jenes »es«, das Strindberg feststellte. Der künstlerische Mensch lebt eigentlich von Überraschungen, die ihm durch ihn selbst bereitet werden. Ich glaube nicht, daß der schöpferische Mensch, sei er noch so zielbewußt, von sich ansagen kann, er habe im Beginn seiner Arbeiten an sich und an seinem Werk (man könnte auch sagen, im Beginn seiner Arbeit an sich durch sein Werk) gewußt, wohin ihn eines Tages beides führen wird.

Wenn man also von sich spricht, tut man es mit einer bedrängten Unsicherheit, die desto stärker sein wird, je redlicher und wahrer der Aussagende zu sein wünscht. Das Verlangen, sich beschweigen zu dürfen, erfüllt einem die Öffentlichkeit nicht, die schließlich ein Anrecht hat an jene, welche so oft zu ihm sprechen.

Es gibt einen einfachen Stolz, den man jedem erlauben darf: den auf die Stammeszugehörigkeit. Wir Niedersachsen kommen uns immer besonders aufrecht vor. Mein Heimat- und mein germanisches Gefühl sind

stark. Vielleicht kommt es daher, daß ich im Rahmen des Hanseatentums geboren und aufgewachsen bin; politische und landschaftliche Umwelt von besonderer Färbung zeugt stärkere Empfindungen, als beispielsweise eine Großstadt des Binnenlandes kann, deren Bevölkerung mehr zusammengeströmt als bodenständig gewachsenen Charakter hat. Für die Hanseaten waren die fremden Weltteile schon immer »nebenan« noch ehe das Jahrhundert des Verkehrs sich entwickelt hatte, und durch die Straßen der Städte wehte immer der Seewind. Für mich kam zu dieser steten Bewegung der Umwelt noch eine andere: ich bin sozusagen zwischen Druckpressen und Setzkästen aufgewachsen; mein Vater besaß eine Zeitungs- und »Akzidenzien«-druckerei in Bergedorf bei Hamburg. Er siedelte mit seinem Unternehmen nach Lübeck über, als diese Hansestadt den Plan zu verfolgen begann, ihren Anteil an dem Städtchen Bergedorf und an die »Vierlande«, jener charaktervollen Marschlandschaften der Elbe, bisher gemeinsamer Besitz beider Städte, an Hamburg abzutreten. Die drolligen politischen Verhältnisse habe ich novellistisch verwertet. In Lübeck fand ich, noch unbewußt, als Kind köstliche architektonische und Beleuchtungseindrücke, die mich ganz und gar umspannen, so sehr, daß ich mich niemals anders als zu vielen und weiten Reisen von der Stadt habe trennen können, auch nicht, als persönliche Verhältnisse mir für meinen Beruf günstigere Bedingungen in Berlin oder München zu verheißen schienen. Man verzichtet auf sehr viele Vorteile durch den Mangel an ständiger Fühlung mit den Kollegen von der Presse. Und nun sitze ich noch da in meiner Hansestadt, alt, mit weißem Kopf, und hause in einem malerischen uralten Giebelbau, der zum Burgtor gehört und den mir der Staat zu meinem sechzigsten Geburtstag als Ehrenwohnung widmete, nachdem Freunde und Verehrer die Summe stifteten, die zum inneren Umbau erforderlich war.

26

Wenn man zurückdenkt, wird man erst inne, daß der Weg durch viel Dornengestrüpp führte und vielleicht sehr mühsam war. Nein. Schien! Denn wer Kämpfe siegreich besteht, war von der Natur vorbestimmt zum Streiter, und also ist die Lebensmühe ihm das Gemäßere als die Lebensglätte. In einem Hause, in dem Maschinenkolben auf und nieder gleiten und wo sich Räder schwingen, ist technisch viel Interesse; meine allerallerersten Erinnerungen an diese Dinge sieht Knechte, die Druckpressen drehen, und riecht den Qualm von Walzen, die aus Leim und Sirup gekocht wurden, also häusliches Fabrikat waren. Von dieser Primitivität an habe ich dann Maschinen kommen und durch immer künstlicher werden-

27

de ersetzt gesehen, bis zu den fabelhaften Kunstwerken der Jetztzeit, jenen Geschöpfen, die in glatter, fast leiser Arbeit drucken, numerieren, falzen; diese thronen in den Sälen der riesigen Druckereien der Weltblätter, als seien sie Lebewesen voll bedrohlicher Herrscherkraft. Die Maschinen aller Industrien sind für mich Wunder, vor denen man sich fast fürchten kann. Mit lebendigem Interesse an technischen Fortschritten geht auch geistige Bewegtheit immer zusammen. Durch mein Vaterhaus flutete ein wahrer Strom von Anteilnahme an jeder kulturellen Entwicklung. Die politischen und literarischen Wichtigkeiten standen im Vordergrund. In seiner Jugend hatte mein Vater Christoph Marquard Ed vielen als eine Hoffnung gegolten. Er selbst mag sich »berufen« gewähnt haben. Im »Dithmarscher Boten« von 1833 findet man ihn mit Hebbel als Hauptmitarbeiter für Lyrik und Balladen (welche Beiträge sich zwischen dem übrigen Inhalt dieses Blättchens ganz drollig ausnahmen). In Hamburg im Kreise um Amalie Schoppe geb. Weise galt er als großes Talent, und in meiner Bibliothek stehen noch eine Geschichte der Buchdruckerkunst und zwei Dramen von ihm. Allein selbst treueste Tochterliebe dürfte nicht an eine Neubelebung dieser Werke denken. Es handelt sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, um gereimten Rationalismus. Der Durchfall seines Dramas »Die Tscherkessenfürstin« auf dem Hamburger Stadttheater kurierte ihn, ein seltener Fall, für immer von literarischem Ehrgeiz. Noch ein anderer Charakterzug sei betont: um vorwärtszukommen zu finanzieller Unabhängigkeit (denn er war ein Kind der beraubenden Franzosenzeit und stand früh als Waise allein) zu gelangen, hat er 17 Jahre eine um die andere Nacht in der Ratsbuchdruckerei von Meissner in Hamburg gearbeitet. Man vergleiche mit dieser stillen Beharrlichkeit durch kein anderes Mittel als durch Sparsamkeit und Fleiß, unter Entsagungen zum Wohlstand zu kommen, die Erwerbswege von heute! Wie konnte es anders sein, als daß dieser Fleiß mein ganzes Leben beeinflußt hat.

Das bittere Erlebnis mit dem Dramendurchfall machte ihn aber zum Gegner meines Strebens. Er wollte der geliebten Tochter die Enttäuschung ersparen! In der Familie wurde ich mit Neckereien gepeinigt. Ich hatte nämlich schon als Kind kleine Geschichten geschrieben und selbst illustriert. Und ältere Geschwister wissen ja nie, wie qualvoll sie die Seele einer Halbwüchsigen mit Necken verletzen. Gefördert hat mich niemals ein Mensch.

Ich heiratete sehr jung. Zu jung. Aus jenen Empfindungen, die unerfahrene Mädchen für Liebe halten. Man wacht dann später auf, sieht sich

und die Umwelt klarer und findet, daß man an einer Stelle steht, wo man niemals werden kann, was man ist. Sollen zwei Erscheinungsformen sich ineinander einpassen, die durchaus verschiedene Linien haben, ist es für keine ein Tadel, wenn es nicht geht. Dazu kam damals, daß vor etwa 45 Jahren das schriftstellerische Heraustreten einer Frau geradezu Pflicht- und Sittenverletzung war; man sah es einer Unverheirateten eher nach; die wenigen Frauen, die damals schon literarischen Ruf hatten, standen den Kreisen, in die ich hineingeheiratet hatte, so fern, daß man nicht einmal ihre Namen wußte. Indessen: vier Kinder sind ein Band, das sich nicht zerschneiden läßt. Es gibt Lagen, in denen jede Entscheidung, welcher Art sie auch immer sei, einem der Beteiligten zum Nachteil gereicht – man wählt dann die moralisch verpflichtendste. Und eine solche Lösung von Konflikten hat immer ihren Segen in sich.

29

Ich verbrachte aber anderthalb Jahre in Berlin; ich war 28 Jahre alt und hatte nicht von fern eine Erkenntnis von den Schwierigkeiten und Vorurteilen, die einer Frau von etwas auffallender Erscheinung in einer Weltstadt warten. Man war im Rahmen eines wohlhabenden und angesehenen Hauses aufgewachsen und hatte sich immer nur auf gesichertem umzirkelten Boden bewegt. Man war jeder Lebenserfahrung bar und bildete sich ein, daß Berlin nur auf Talente warte. Daß es einen tiefklaffenden Unterschied gäbe zwischen einer kämpfenden Frau, die sich sozusagen für eine Weile Eheferien genommen, und dem Kampf eines unabhängigen jungen Mannes, kam mir gar nicht zur Erkenntnis. Ich besaß seelisch eine gewisse Naivität und Gutgläubigkeit. Diese letztere bin ich erst im späteren Alter losgeworden – – vielleicht überhaupt nicht ganz, denn immer noch kommt es vor, daß ich andere Menschen nach mir selbst beurteile und im praktischen Umgang mit ihnen Behandlungsfehler begehe. Es ist nun ganz besonders merkwürdig, daß man sich als Psychologe von der einwandfreiesten Folgerichtigkeit erweisen kann bei der Darstellung dichterischer Gestalten, und in der Praxis oft von dieser kritischen Psychologie keinen Gebrauch macht. Ganz bestimmt verdanke ich meine Erfolge in der Hauptsache der richtigen psychologischen Entwicklung, die ich den, im Rahmen meiner Novellen und Romane die Handlung tragenden Personen gab. Das ist mir im Lauf der Jahre so unzählige Male aus Leserkreisen und vor allem von Männern der Wissenschaft bestätigt worden, daß ich es wohl wiederholen darf, ohne anmaßend zu wirken.

30

Dieser Erfolg kam nicht mit einem Schlage. Damals in Berlin zeigte er bescheidenste Ansätze bei journalistischen Tastversuchen. Erfolge kommen

Kämpfenden sehr selten im rechten Schicksalsaugenblick. Der verstorbene Dr. Arthur Levysohn und seine Frau nahmen sich damals meiner an; in ihrem Heim traf man an Sonntagabenden viele Persönlichkeiten des musikalischen, politischen und literarischen Berlins. Die Herzlichkeit, die in dieser glücklichen Familie herrschte, die Güte, die sie mir erwiesen, bewahre ich dankbar in meiner Erinnerung. Durch diese Beziehung kam es, daß meine ersten journalistischen Veröffentlichungen im Berliner Tagesblatt und dem dazugehörigen Sonntagsblatt erschienen. Neigung zum Journalismus steckt bis auf den heutigen Tag in mir. Erbteil! Meine Lebensarbeit aber mußte dem Roman gelten; meine künstlerische Freude war die Novelle; mein Eigenstes die literarhistorische Psychologie. – Wohl hatte ich mir durch die selbständige Tat der kurzen Loslösung aus den Lübecker Verhältnissen die innere Freiheit errungen; aber es galt durch klingende Erfolge zu beweisen, daß meine Neigung und Begabung keine abenteuerlich-brotlose Abnormität sei. Getragen von großem Vergnügen an einer unerschöpflichen Fabulierfähigkeit, und von dem Ehrgeiz, die herrliche deutsche Sprache möglichst zu meistern und an meinem bescheidenen Teil weiter zu bilden, schrieb ich viele Romane; keiner ist zu mir zurückgewandert und allen Schriftleitungen war ich willkommen, von allen gesucht. Das hatte gefährliche Nebeneinflüsse. Es konnte gar nicht ausbleiben und ist auch nicht ausgeblieben, daß bei so starker Produktion manches Werk den Charakter der Unterhaltungsliteratur trug. Allein ich darf wohl sagen, daß es mein Streben war, auch aus diesen Romanen meine Leser nicht ohne geistigen und ethischen Gewinn zu entlassen. Ich war auch in dem Wahn befangen, daß man sich erst einen bekannten Namen schaffen müsse, um dann zu schreiben, was man eigentlich wolle. Aber einerseits ist es sehr schwer, einen Weg zu verlassen, auf den man immer wieder gedrängt wird durch das Interesse, das viele daran nehmen, andererseits fügte es sich, daß in meinem bis dahin sorglosen äußeren Lebensumständen ein Wandel eintrat, der mich zwang, hauptsächlich auf dem Wege der Romandichtung zu bleiben, um das Fundament meiner bürgerlichen Existenz zu sichern. Unbedingt hat mir diese reichliche Produktion und deren Veröffentlichung in bekanntesten Wochenschriften viele literarische Vorurteile geschaffen. Für den Kreis des damaligen »jungen Deutschland«, das die »literarische Revolution« machte, war ich verloren. In meinen ersten Anfängen gehörte nämlich auch ich zu den Aufstrebenden von M.G. Conrads »Gesellschaft«, und ich besitze noch einen Brief von Otto Erich Hartleben, worin er mir sagt, daß ich unter den Mitarbei-

tern einer geplanten Zeitschrift nicht fehlen dürfe. Dies war eine merkwürdige Erfahrung, denn mein Talent hatte sich nicht verändert, nur es war – einträglich geworden.

Die Undankbarkeit gewisser Bildungskreise gegen den Besitz an Kulturwerten, den das deutsche Volk an seinen Wochen- und Monatsblättern zu eigen hat, ist ein Kapitel für sich, auf das ich hier nicht eingehen kann.

Gerade wie das damals viel mißdeutete und sehr schwierige Unternehmen meines Berliner Aufenthaltes, das so verkehrt schien, für meine Entwicklung sich als durchaus notwendig gewesen erwies, gerade so gereichten mir die schwierigen Erlebnisse und bitteren Erfahrungen einer katastrophalen Krisis, durch die die Firma meines Mannes ging, zum Segen. Erst von da an gewann ich ganz meine seelische und geistige Freiheit. Es wohnt mir nämlich ein Unabhängigkeitsbedürfnis inne, das mich vielleicht zur Zeitgenossin der Romantiker vorbestimmt hätte, obschon ich ihnen mit meinem staatsbürgerlichen Ordnungssinn sonst widerstrebe. Meine Romane, die nach jener schweren Zeit entstanden, möchte ich doch nicht insgesamt verleugnen. Kritik und Leser aus mir wertvollsten Kreisen (Universität, Schule usw.) haben mir oft genug bestätigt, daß es mir gelungen war, sie im Innersten zu erfassen. In meinem Roman »Ein königlicher Kaufmann« vermochte ich ein echtes Bild hanseatischen Lebens, in Handel, Wandel und Gebräuchen zu entwerfen; er ist mein Liebling unter dieser Gruppe meiner »Kinder«. Es war ein wundervolles Glück, ihn zu schreiben und die köstlichen architektonischen Bilder meiner Heimatstadt mit heißklopfendem Herzen zu schildern. Durch »Die Opferschale« rauscht die Stimmung der allerersten Kriegszeit, dem Gipfelpunkt deutscher Größe! Mit Liebe und Sachkenntnis (denn zwei meiner Söhne gehörten der Marine an) habe ich auch mehrfach die deutsche Kriegsmarine zur Umwelt meiner Romanhandlung gewählt, so vor allem in »Nur wer die Sehnsucht kennt«. In den »Stillen Helden«, das ein Jahr vor dem großen Krieg geschrieben ward, schilderte ich die Vorarbeit der Industrie und der Offiziere für die Wehr unseres Vaterlandes. »Glanz« spielt im Leben höfischer und diplomatischer Kreise vor dem Kriege, und Ägypten ist der Rahmen der Handlung. – Es ist mir früher oft begegnet, daß das glühende vaterländische Empfinden, das sich in meinen Arbeiten nicht verstecken ließ und auch nicht versteckt werden sollte, von einer gewissen Kritik als »Hurrapatriotismus« gekennzeichnet und abgelehnt wurde. Ganz spät ist mir erst klar geworden, welche Richtung sich da schon ankündigte ...

Novellen finden ja niemals ein so breites Publikum wie der Roman. Zwei Sammlungen solcher, die ich herausgab, brachten es auf eine bis drei ganze Auflagen! Und dennoch werde ich den Mut haben, weitere Novellen, die sich im Laufe der Jahre ansammelten und die fast alle in den Velhagen und Klasingschen Monatsheften erschienen, über kurz oder lang herauszubringen.

34 Daß ich auch ein Kochbüchlein verfaßt habe, werden viele wissen; es war eine von den Arbeiten, die ich im Kriegsdienst leistete, als es galt, bei den ersten auftauchenden Ernährungsschwierigkeiten der deutschen Frauenwelt Mut zu machen. Ich erwähne es hier, weil die Tatsache, daß ich es konnte und vielen damit half, beweist, wie stark meine Teilnahme und Kenntnis in allen und von allen Hausfrauenangelegenheiten ist, welche Dinge ich für ein heilsamstes Gegengewicht zur geistigen Arbeit halte.

Müßige Stunden hat es in meinem Leben nicht gegeben. Auch auf meinen großen Reisen, die mich dank auserlesener Beziehungen durch Kreise aller Art führten und in- und außereuropäische Länder kennen lehrten, war ich aufnehmend und beobachtend, stets beschäftigt. Von früher Jugend an hat ein unermüdliches Studium der Literatur mich bereichert. Ich käme aber in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, daß ich eines bestimmenden Einflusses von diesem oder jenem Großen mir bewußt wäre. In den verschiedenen Entwicklungsstadien des eigenen Wesens fühlt man sich zu immer andern Geistern hingezogen. Und endlich triumphiert der Eine! Mein König und Gesetzgeber, mein Arzt und mein Tröster, mein Weisester und mein Priester ist Goethe. Meine philosophischen Anschauungen haben von Schopenhauer die Richtung empfangen – ich wähle mit Absicht das Wort »Anschauungen«, denn wer könnte schließlich Schelling unrecht geben in seinem Ausspruch: Entweder es gibt gar keine Philosophie oder es gibt nur eine!

35 Unendliche Anregungen verdanke ich dem Theater und der Musik; man sah mich früher vielerorts bei wichtigen Opernaufführungen. Und der Kulturstätte Bayreuth und Wagners Werk bin ich eine leidenschaftliche Anhängerin. Bei so mannigfachen Bemühungen, mich mit dem Reichtum der Gegenwart immer in lebendiger Fühlung zu halten, ist mir etwas oft schmerzlich aufgefallen: in Deutschland verkehrt nahezu jede »geistige Waffe« unter sich; Fach- und Berufsspezialisten kletten sogar in der Kunst zusammen, und ein wirklicher Austausch ist selten.

So, arbeitend und lernend, reifte ich allmählich heran zu einem neuen Versuch. Es war unser Landesschulrat Professor Dr. Jakob Wychgram

(seine Name hat in der ganzen deutschen Schulwelt starken Klang), der bei mir den Gedanken anregte, doch eine Biographie der Charlotte von Kalb zu schreiben, daran es noch fehle; es habe sich noch kein Literaturhistoriker an die geschlossene Darstellung dieser unausgeglichenen Frauengestalt gewagt. Die tragischen Linien dieses Wesens richtig nachzuzeichnen, sei wohl nur weiblicher Anempfindung möglich. Anregungen gibt es, die wie Saatkorn auf lang vorbereiteten Boden fallen. So war es mit dieser. Das Stoffliche der Aufgabe war mir ja altvertraut. Ich fühlte, als ich mich an die Arbeit heranwagte, daß hier eine neue Form gefunden werden müsse, und daß überhaupt alle Biographie nicht von den Daten, sondern von der psychologischen Erkenntnis des Wesens der Darzustellenden auszugehen habe. Mein kleines Werk, dem ich auch eine Reihe bisher unbekannter Bilder einzuschalten vermochte, hatte einen literarischen Erfolg, der über meine Hoffnungen hinausging. Nun war ich da, wohin ich eigentlich mit Neigung und Begabung gestrebt hatte, ohne früher recht das Ziel zu erkennen. Ich habe dann noch eine Studie unternommen, um das »Martyrium der Charlotte von Stein« zu ergründen; auch diese Arbeit hat den Beifall bedeutendster Goetheforscher gefunden. Und endlich wagte ich mich an eine Neuschöpfung der Germaine von Staël. Auch hier mußte eine neue Form erstehen – ich glaube sie gefunden zu haben, indem ich die überreiche, viele Farben ausstrahlende Gestalt dieser Frau, die noch dazu vor einem riesig bewegten Hintergrund stand, in Einzelaufsätzen behandelte, die zusammen dann doch ein ganzes Bild ihrer geben. Und weil die Gegenwart, weil eigenste Erkenntnisse vom Leben und Politik in dem Werk ihren Ausdruck fanden, weil die starre Linie der schulmäßigen biographischen Aufzeichnung ganz durchbrochen war, nannte ich es »Ein Buch anlässlich ihrer«. Unsere Leiden und Stimmungen drängten sich in ihre Erlebnisse förmlich hinein, es war, als habe Germaine alles, was wir erleben und erdulden, schon uns vorgelebt. Und der Kritiker der Neuen Freien Presse, Dr. Julian Sternberg, schloß denn auch seine Besprechung des Werkes mit den Worten: »In dignatio versum fecit und braucht man erst zu sagen, daß solche Seelenstimmung im traurigen Heute wurzelt. Nicht nur in den zitierten Sätzen fiebert und stöhnt, fragt und klagt die Ratlosigkeit der deutschen Gegenwart. Es ist die Schmerzhaftigkeit des deutschen Erlebnisses von heute, die der bedeutenden Romanschriftstellerin diesmal die Feder in die Hand gedrückt hat. Im Kleide einer Charakter- und Wesensskizze Germaines von Staël hat Ida Boy-Ed in Wahrheit ein

36

Buch geschrieben, das desgleichen den Titel führen könnte: De l'Allemagne – Vom heutigen Deutschland.«

Und dies Werk bedeutet mir den Abschluß meines Schaffens, selbst wenn besondere Anlässe meine Feder noch hie und da zur Tätigkeit verführen könnten.

Lehrling in der Welt

Im Oktober 1870 fand unsere Trauung statt. Alles in der landläufigsten und ganz bürgerlichen Art, wie in tausend anderen wohlhabenden und angesehenen Familien auch, wenn der Sohn des einen stattlichen Hauses die Tochter eines noch stattlicheren heiratet. Und es war doch ein Abenteuer von der größten Waghalsigkeit, davon freilich niemand, auch ich nicht, auch nur das leiseste Gefühl hatte.

Wenn ich gelegentlich von jungen Eheleuten höre, daß sie es miteinander schwer haben, denke ich: sie werden es später desto leichter miteinander haben. Glückliche die Liebenden oder Verheirateten, die sich zum rechten Verstehen durchkämpfen können. Aber es ist kein Kampf, in dessen verschiedenste Phasen ein Zuschauerkreis von Familienmitgliedern hineinsehen oder hineinreden darf. – Der Begriff Familie ist herrlich; aus der Familie wuchs der Staat, und diese Uranfänge jeder Gemeinschaft – die Familie um den Herd – sollte eine Art Ehrfurcht auslösen vor jedem jungen Herd, der erbaut wird. Er ist eine Ansiedlung für sich. In diesem ihren wichtigen und staatserhaltenden Tun soll man sie ungestört lassen.

Rasch nacheinander hatte ich drei Kinder bekommen; zuerst die Tochter, dann zwei Söhne. Also drei Kinder? Und durch sie nicht restlos glücklich? Also eine schlechte Mutter? Hierzu möchte ich Kräftiges und Nüchternes sagen. Ich kenne keine schlechte Mutter kleiner Kinder. Das kleine Kind wendet sich an jeden Herzschlag, an jeden Nerv, an das ganze Leben des Weibes. Es gibt nichts Entmenschteres, als ein Weib, das hart oder gleichgültig oder gar gehässig gegen kleine Kinder ist.

Der überwältigendste, erschütterndste Tiefsinn in der christlichen Religion ist die Anbetung des Kindes.

Es ist kein Verdienst und keine besonders zu rühmende Pflichttreue, den Kleinen in ihren allerersten Lebensjahren eine hingebende Mutter zu sein, sondern es ist eine Naturaufgabe. Darauf kommt es an, den Kindern Mutter zu sein, wenn sich ihr Denken entwickelt und zum Verständnis des Lebens vordringen will, wenn der Charakter seine Schwierigkeiten offenbart, wenn die Aufnahme geistiger Nahrung bewacht und vorsichtig gelenkt werden soll.

Es gibt kein Schema für das Verhältnis einer Mutter zu ihren Kindern, alles ist auch hier individuell. Man kann fordernden und sich in die Höhe reckenden jungen Geschöpfen, die der Reife zustreben, keine Führerin sein, wenn man selbst noch unreif ist.

Was hat eine Frau, die ihre erste Mutterschaft mit neunzehn Jahren erlebt und in rascher Folge sich die Reihe vermehren sieht – was hat sie noch mit sich selbst zu tun! Die Liebe zu den Kindern ist ein Teil ihres Lebens – obgleich sie sicher in einer Stunde der Gefahr imstande wäre, ihr ganzes Leben für sie hinzugeben. Aber im Alltag, dem die dramatischen Höhepunkte fehlen, bleibt sich die Mutter bewußt, daß sie noch mehr ist als Mutter: ein Mensch, der die andere Seite seines Wesens nicht der Verkümmern verfallen lassen darf. Nicht darf, aus dem tief verborgenen, nicht gleich klar zum Bewußtsein gelangenden Wissen heraus, daß sie erst die ganz echte, die wahrhaft reife Mutterschaft erlangen wird, wenn ihre Individualität von zerstörerischen Hemmungen nicht mehr benachteiligt wird. Wenn nun eine Mutter gar künstlerische, schöpferische Begabung in sich gären fühlt, wird in ihr das Pflichtgefühl gegen ihre Kinder mit dem Pflichtgefühl gegen ihr Talent in Kampf kommen. Dieser Kampf, so bitter er ist, muß durchlitten werden. Ich glaube, daß fast jede künstlerisch begabte Frau ihn zu bestehen hat; es sei denn, sie erfreue sich solcher Verhältnisse, wie Germaine v. Staël, deren Vater und deren Kinder ihr niemals Hindernisse waren, die sie mit dem bewunderndsten Verständnis durch alle Schwierigkeiten ihrer künstlerischen und weiblichen Erlebnisse begleiten. Oder ihr sei das letzte Glück zuteil geworden, als Führer neben sich einen ganz verstehenden und geistig gleichbürtigen Gatten zu haben.

Um mich herum war alles klein. Ein Gespinnst von Jämmerlichkeiten hemmte mich. Keinen unbefangenen Schritt voran konnte ich tun, weiter hinein in die Erkenntnisse vom Leben.

Mein Vater hatte wohl sicher bald eingesehen, daß ich nicht an warmer, freundlicher Stelle stand. Wenn ich klagte, sagte er mir aber: »Du kannst sie nicht zwingen, dich zu lieben, aber du kannst sie zwingen, dich zu achten.« Und dann zwang ich sie freilich, wenn auch nicht mit Vorsatz, sondern durch eine Eigenschaft, von der ich kein Rühmens machen darf, weil sie angeboren war, mir wie meinen Schwestern, wie ich sie durch das Gesetz der Natur meinen Kindern weitergegeben habe: die Arbeitsamkeit! Ich war im Hausstand und mit der Nadel rastlos tätig, obschon ich zwei Dienstboten und ein schönes Haus hatte. Ich habe von je an dieser deutschen Krankheit (wenn es eine ist) gelitten, die Tirpitz einmal meinem ältesten Sohn gegenüber »la rage de perfection« nannte. Jede angefangene Arbeit vollenden. Nichts halb liegen lassen. In Gedanken schon die nächste Aufgabe organisieren, wenn die gegenwärtige sich der Vollendung naht! Und beim Festessen an meinem siebzigsten Geburtstag sprach mein

ältester Sohn aus: »Ich habe bei unserer Mutter nie fünf unbenutzte Minuten beobachtet«. Daher, aus diesem angeborenen Trieb und dem dazu erworbenen Wissen von der Betäubungskraft der Arbeit mein Wahlspruch: »Arbeit entsündigt den Geist.«

Wenn ich nun am Tage ohne Rast den üblichen Frauenpflichten nachgegangen war, oft genug auf Kosten meiner Gesundheit, nahm ich mir späte Abendstunden und oft genug die nächtlichen zu meinen schriftstellerischen Versuchen. Mein Mann hatte keinerlei Interessen, und ich konnte auch keine in ihm erwecken. Er liebte mich ganz gewiß von Herzen, aber daß mit der Liebe auch geistige Gemeinsamkeit verbunden sein könne oder gar müsse, erschloß sich ihm nicht. Die schriftstellerischen Versuche blieben ihm nicht verborgen, er mokierte sich ein wenig darüber.

Nun hätte es wohl nahegelegen, Vater in meine schriftstellerischen Bemühungen einzuweihen, seinen Rat und seine Protektion zu erbitten. Als er ein wenig von diesen Plänen erfuhr, war er ihnen aber ganz entgegen. Die Gründe waren: zärtliche Furcht, daß meiner schwere Enttäuschungen warten können, wie er sie selbst einmal erfahren.

41

Spät, nach vielen Jahren erst, hielt ich ein Zeugnis in den Händen, das mir bestätigte, wie genau mich Vater erkannt und verstanden hatte. Es war ein Brief, der mir aus dem Nachlaß einer Persönlichkeit kam, mit der Vater korrespondiert hatte. Ich las darin mit andächtigem Erstaunen: »Das geistige Temperament meiner Tochter paßt ganz und gar nicht zur Art ihres Mannes, was nicht seine Schuld, sondern ein Schicksal ist. Er ist ein guter Mensch. Sie muß allein zusehen, wie sie mit all den Konflikten zurechtkommt. Ich kann nicht eingreifen«.

Mein jüngster Sohn wurde geboren. Und wie ich dann so still dalag, erwog ich, wie ich nun das Leben weitertragen solle. Die nächsten Aufgaben waren, erst den kleinen Jungen zu seinem Recht kommen zu lassen und weiterarbeiten an meinem Talent, an das ich ja nun glaubte, und es war mir auch klar, daß man sich schriftstellerische Technik durch Übung und Selbstkritik anzueignen habe, daß man nicht wie Maler, Bildhauer und Musiker auf Akademien sein Material beherrschen lernen könne. Handlung, Gedanken, Leidenschaft in Form bringen, darauf kam es an. Man mußte die große Mühe nicht scheuen, lange still für sich, für den eigenen Papierkorb zu arbeiten. Und vor allen Dingen den Mut zum eigenen Ausdruck gewinnen, nicht die Sprache anderer Autoren zu schreiben, nicht ins »Klischee« verfallen, jene Art abgebrauchter und zusammenge-

42 lesener Wendungen, die bewirken, daß der Leser den Satz von selbst vollenden kann und ihm ist, als habe er das schon gelesen.

In dieser Zeit beglückte mich mein erster Erfolg. Ich hatte einen Roman an die Didaskalia geschickt, das altehrwürdige literarische Beiblatt des »Frankfurter Journals«. Er wurde angenommen! Dieser Roman hieß »Thaddeas Erbe«; ich besitze keinen Abdruck mehr davon. Natürlich bekam ich auch etwas Honorar, ich entsinne mich nicht mehr der Zahl, die nur klein gewesen sein kann. Aber nun glaubte ich, nun wähnte ich: mit meiner Arbeit kann ich mich auch selbst unterhalten.

Ich entschloß mich, nach Berlin zu gehen und meinen ältesten Sohn mitzunehmen, der sechs Jahre alt war.

Ich ging mit ihm zu meinem Bruder Cäsar, und ich wußte, daß meine drei anderen Kinder an meiner verwitweten Schwester Amalie, die derzeit für viele Monate bei uns im Hause lebte, eine Fürsorge haben würden, sie konnte auch meinem Mann Gelegenheit sein, sich auszusprechen.

Für meinen Vater tat es mir sehr leid, denn ich war sein Liebling.

Jedermann verwarf mich und meine Tat. Selbst mein Bruder Cäsar, seinerseits längst aus der Enge entronnen, hielt es noch für seine Pflicht, mich mit Schärfe zu tadeln. Niemand gab sich Mühe, diesen ganzen Komplex von seelischen, geistigen, moralischen, verkrüppelten, hochaufstrebenden – kurz einander völlig widerstrebenden Wesenszügen in liebevolle Teilnahme auseinandersondernd zu betrachten.

Ich war ganz allein.

43 Und in solcher innersten Einsamkeit traf ich, im Herbst 1878, mit meinem kleinen Sohn Karl in Berlin ein.

Von da an war ich mit meinen persönlichen Erlebnissen aus der engbürgerlichen Umschrankung heraus in die weite Welt der Zeitströmungen gestellt.

Lehrling in der Welt? Man bleibt einer bis zum letzten Versinken des Bewußtseins, das uns mit ihr verbindet.

Es zu sein, ist die Bestätigung des Lebens überhaupt. Es werden zu dürfen demnach ein zukömmlicher Gewinn. Man kann nie Stufen erklimmen, wenn man von der untersten abgesperrt bleibt.

Jede Individualität hat ihren besonderen Lehrgang nötig; sie wählt den für sie wichtigen, aber natürlich nicht mit klarem, selbstkritischem Bewußtsein, sondern von jener Macht getrieben, die man das Gären der Persönlichkeit nennen könnte. Sie will zu ihrem Ich! Nur durch den Kampf mit

dem Leben kann sie zu diesem Ziele, das die Einheit des Wesens ist, gelangen.

Es mag mir nötig gewesen sein, durch ungewöhnlichste Schwierigkeiten mich durchkämpfen zu müssen. Vor allen Dingen war ich von einer geradezu fanatischen Gutgläubigkeit besessen, die mich lange gehindert hat, sichere Menschenkenntnis zu gewinnen.

Diese fanatische Gutgläubigkeit war es vor allem auch, die mich ohne Angst das Wagnis unternehmen ließ, in eine Welt mich hinein zu begeben, von deren Ansprüchen, Formen, Schwierigkeiten ich nicht die leisesten Kenntnisse hatte. In meiner Naivität, die sicher mancher Wohlwollende damals belächelt hat, fiel es mir gar nicht ein, daß meine Lage als junge Frau, die sich scheiden lassen wollte, sehr heikel erscheinen konnte. Ganz ahnungslos war ich auch darüber, daß ich für manchen Geschmack als schöne Frau galt. Ich war mir meiner Vorzüge nicht von fern bewußt; ich hatte nicht in einer Umwelt gelebt, wo man ein anerkennendes Wort oder gar eine Schmeichelei hörte. Es mag Mangel an Eitelkeit gewesen sein, er hat mir das Leben sehr erleichtert, aber mich auch hie und da um den richtigen Überblick über die Situation gebracht. Ganz spät erst, nach Jahren, zurückblickend, begriff ich, daß das bißchen vorteilhafte Äußerlichkeit, viel mehr als mein noch so unreifes Talent, mir Interessen gewonnen hatte.

44

Meine äußere Lebenseinrichtung war rasch getroffen. Bruder Cäsar hatte eine Unterkunft besorgt in einer Pension. Aber sofort ging es an die Wohnungssuche. Die Wohnung, im Norden Berlins, fand sich rasch. Die Möbel kamen. Die Einrichtung war bald fertig. Ein paar hundert Mark, von meinem Nadelgeld gespart, trug ich im Täschchen auf der Brust. Alles ging glatt und schien so einfach; mein Junge war auf das lebendigste interessiert von allem, was er sah.

In meiner kleinen Wohnung machte ich alle Arbeit selbst, kochte, scheuerte das Küchengeschirr und hatte binnen wenigen Tagen grobe Arbeitshände. Hierbei kam ich mir durchaus heldisch vor, als Märtyrerin für eine große Sache. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit des unreifen Menschen genoß ich förmlich diese im Materiellen so schroff veränderte Lage als Beweis von Charakterstärke. Ich erduldeten den Genuß eines Unglücks, dessen baldiger Umwandlung in Triumph man sich sicher fühlt. Solche Selbstbespiegelung ist aber eine seelische Hilfe, verhütet zu frühe Enttäuschungen und ist nachsichtig zu beurteilen, falls ihr nicht der Jammer der Enttäuschung folgt, der sie in Würdelosigkeit umkehrt.

45

Dazu konnte es bei mir nicht kommen, weil ich von niemand etwas erhoffte als von der eigenen Arbeit.

Ich war von der qualvollsten Ungeduld gedrängt, mein Talent erweisen zu können. Hat schon jemand einen Anfänger gesehen, der nicht die Einbildung oder wenigstens die Hoffnung hatte, Verleger und Schriftleiter würden alsbald – wenn sie nur erst von ihm wüßten – ihn förmlich umwerben? Erste Versuche, ja sogar erste Bücher werden vom Autor immer mit dem Wahn hinausbegleitet, daß alle Welt sich darum bekümmern werde. Er ahnt nicht, daß das, was ihm ein erschütterndes Ereignis ist, in der Hochflut der Druckerschwärze untergehen wird. Aber gepriesen sei der Anfängerwahn, in dieser wie in jeder Kunst! Niemand würde den Mut haben anzufangen, wenn er die Länge und Schwere des Weges vorher erkannte. Denn er führt niemals völlig zum Ziel. Auch beim letzten Werk, wenn der Erfolg längst anzuzeigen schien, man sei am Ziel, erleidet man die Qualen der Zweifel am Können. Sie wachsen mit jedem Werk.

Davon hatte ich aber noch keine Ahnung. Ich glaubte an mich.

Weil ich aus der Sphäre der Druckerschwärze eines Zeitungsverlags kam, wähnte ich mich mit ihr vertraut, auch da, wo sie von ganz anderer, größerer Bewegung durchströmt war als in meinem väterlichen Unternehmen. Und weil ich immer gesehen hatte, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Verantwortlichkeitsgefühl, mit welcher Hingabe in ihrem Bereich gearbeitet wurde, imponierte mir auch noch der kleinste Journalist. Er war ja ein Bevorzugter: er sah sich gedruckt! Von besonderer Auswahl im Verkehr wäre daher keine Rede gewesen, wenn mich ein gutes Geschick in dieser Hinsicht nicht vor Strandungen bewahrt haben würde. Bei dem Begrüßeln, wie ich es wohl anzufangen habe, mit der Berliner Presse in Verbindung zu treten, entsann ich mich, daß mein Vater einer der ersten gewesen, der Rudolf Mosse bei dessen Etablierung einer Annoncenexpedition Vertrauen, d.h. Kredit geschenkt hatte. Davon war zu Hause die Rede gewesen, wenn der gewaltige Aufstieg des Hauses Mosse und später die Gründung des Berliner Tageblatts besprochen wurde. Ganz unbefangen ging ich zu Mosse, der ja schon ein großmächtiger Verleger geworden war, und mir fiel gar nicht die Möglichkeit ein, daß ich am Ende nicht angenommen werden könne. Aber ich wurde angenommen. Mosse hatte das einstige Entgegenkommen meines Vaters nicht vergessen! Ich legte meine Hoffnungen vor und sprach gläubig von meinem Talent. Mosse, den ich übrigens nach jener einzigen Unterredung niemals wiedergesehen habe, zeigte wahrhaft gültiges Interesse und rief seine beiden Chefredak-

teure in sein Zimmer, den politischen und den des Feuilletons. Der erstere war Dr. Arthur Levysohn, der andere Dr. Oscar Blumenthal. Mosse stellte mir die Herren vor und empfahl mich ihrer Förderung. Sie luden mich ein, ihnen Arbeiten einzusenden, welcher Art auch immer. Beachtung und liebevolle Prüfung, auch förderliche Kritik wurde zugesagt. Und viel mehr noch: Arthur Levysohn forderte mich auf, seiner Frau einen Besuch zu machen. Wie dankbar wird mein Gemüt bewegt, indem ich dieses Ehepaares gedenke!

47

Ein glücklicher Zufall hatte auch gewollt, daß Arthur Levysohn meinen Namen schon kannte. Man denke! Eine Anfängerin! Und ein mächtiger Redakteur hat schon ihren Namen beachtet. Levysohn war nämlich nebenamtlich der politische Korrespondent einiger französischer und deutscher Zeitungen. Unter diesen befand sich das Frankfurter Journal, in dessen Beiblatt, der Didaskalia, ihm zufällig der Roman: »Thaddeas Erbe« aufgefallen war! Gefesselt hatte er ihn dann ganz gelesen. Aus diesem Zusammenhang ergab es sich bald, daß ich die Theaterberichterstattung aus Berlin für das Frankfurter Journal bekam. Das Honorar war äußerst bescheiden, aber es reichte zur Bezahlung der Theaterkarten und der Nebenkosten. Und welche Schulung für rasche Erfassung der dramatischen Werte und die sofortige stilistische Einkleidung des gewonnenen Urteils. Welcher Gewinn auch für die Erweiterung meiner Kenntnis vom Drama. Ich hatte in meinem Elternhaus von Kind an Theaterinteressen pflegen sehen und leidenschaftlich zu den meinen gemacht.

Die Theaterkritik begann damals in den Mittelpunkt der allgemeinen Anteilnahme zu rücken. Die milden, abgewogenen, besonnenen Urteile Karl Frenzels in der National-Zeitung verblaßten vor den witzigen, bissigen Hinrichtungen, die Oscar Blumenthal im Berliner Tageblatt vornahm und die ihm den Spitznamen »der blutige Oscar« eintrug. Theodor Fontane schrieb auch über das Theater – ich meine in der Vossischen – und er unterzeichnete: Th. F., was der Witz als »Theaterfremdling« ausdeutete. Heute erkennt man, von welcher Bedeutung seine Kritiken waren!

48

Ich schrieb kleine Novellen, Feuilletons über gesellschaftliche oder allgemein menschliche Fragen, Anschauungen, Glossen. Das Honorar betrug fast immer dreißig Mark. Nun muß man aber nicht denken, daß ich gerade alle paar Tage solche Feuilletons schreiben und anbringen konnte. Meine große Hoffnung war ein Roman, an dem ich arbeitete. – Die wohlgefällige Selbstbespielung als Heldin eines Kampfes verflüchtete sich rasch, denn er wurde schwer und mühsam und konnte seiner Natur nach

nicht durch große Gesten und berauschte Aufwallungen über die Sorgen des Tages hinwegtragen.

Zunächst wollte man Rückgabe meines Sohnes Karl, der sich bei mir befand. Mein Vater schrieb mir und riet in diesem Punkt zur Nachgiebigkeit. Nach dem Beweis einer solchen werde man leichter weiterkommen. Nun hatte ich in der Tat inzwischen begreifen müssen, daß es nicht gut angehe bei meiner Arbeit um den Lebensunterhalt, bei dem Mangel einer Bedienung, wirklich mütterlich und erzieherisch für das Kind zu sorgen.

Also mußte ich Karl hergeben. Noch heute steht vor mir deutlich jene Stunde, wo ich mit meinem Bruder Cäsar zusammen den lieben Jungen in ein Abteil zweiter Klasse setzte, ihn der Aufsicht Mitreisender empfehlend, bis er in Büchen abgeholt werden würde. Wie betäubt sah ich dem Zug nach: nun erst hatte ich die Meinen ganz verlassen und sie mich – so fühlte ich diese Trennung: als Vollendung des unternommenen Schrittes.

49 Nachdem ich mich von meinem Sohne Karl hatte trennen müssen, kam mir viel von der Zuversicht abhanden, in der ich bisher überzeugt war, Freiheit zugleich mit dem Besitz meiner Kinder zu erringen. Die Freiheit aber mit Trennung von meinen Kindern zu erkaufen, war niemals mein Wunsch gewesen. In ihr konnte ich nicht zur völligen Harmonie gelangen, wenn ich eine zerstörerische Sehnsucht nach meinen Kindern mit mir tragen müßte. Das Verlangen, besonders nach dem ältesten Kinde, der einzigen Tochter, war die ständige Unterströmung in meinen Empfindungen. Das Hin und Her zwischen Lübeck und mir endete schließlich mit der Vereinbarung, daß ich im Frühling 1880 zurückkehren würde. Wenn auch nicht so eigentlich in die Ehe, doch zu meinen Kindern und in meine häuslichen Pflichten.

Nach der Abreise des kleinen Sohnes konnte ich mich gesammelter Arbeit an Romanen widmen. Aber indem ich ihn, ganz von Schaffensfreude fiebernd, voranbrachte, vermochte ich seltener feuilletonistische Kleinigkeiten zu schreiben. In meiner Geldbörse sah es oft öde aus. Dann ernährte ich mich auf fanatische Art: auf der Flamme von Zeitungspapieren kochte ich Kartoffeln in der Schale oder buk einen Eierkuchen, der zäh wie Leder wurde, den Morgenkaffee goß ich mir in einem Bunzlauer Töpfchen auf, und er blieb ohne Milch und Zucker die flüssige Zugabe zu den trockenen Semmeln. Aber auch das war gut so. Wer die brutale Not nicht kennt, die von der Hand in den Mund lebt, und nicht weiß,

wie dem Menschen zumute ist, dem in solcher Lage dann die Hand oft leer ist – der kennt das Dasein nicht ganz.

Einmal in dieser Zeit dumpfer Entbehrungen wurde ich schwer krank. Es wurde eine Depesche an meinen Bruder gesandt, und er kam voll Bestürzung. Er gab die Nachricht von meiner lebensgefährlichen Erkrankung – einer Bauchfellentzündung – an Vater und an meinen Mann, mit dem die vorher erwähnte Verständigung aber noch nicht zustande gekommen war. Vater fragte bei meinem Bruder an, ob er kommen solle. Ich bat: Nein! Mein Mann schwieg.

50

Da lag ich nun, lange Tage einsam. Aber auch in diesem Elend zerbrach ich nicht. Eine tiefere Sittlichkeit, als die der Welt sichtbare, die nur Außenflächen der Geschehnisse kennt, hatte mich geleitet.

Sobald ich mit matten Kräften außerhalb des Bettes leidlich herum-schwanken konnte, versuchte ich wieder zu arbeiten. Obgleich mir die Mittel zu einer rechten Pflege fehlten, kam ich doch dank meines erstaunlichen Reorganisationsvermögens nach einigen Wochen wieder in Ordnung. In welchen Einsamkeiten hatte ich sie verbracht! Man kann ja nirgends einsamer sein als in einer Weltstadt. Aber der Einsame in der Weltstadt? Nicht jener, der sich feindlich oder übersättigt von ihr zurückzog, denn freigewählte Einsamkeit kann ein köstlicher Besitz sein, sondern der andere, der sich mit allen Nerven nach ihr sehnt. Das Leben rauscht vorbei, als gehöre man nicht zu ihm, sei nicht fähig oder berufen, mit seinem Strom zu schwimmen. Irgendwo ist die Welt glänzend, in ihr sprüht Geist und Freude. Man verzehrt sich vor Begierde nach ihr, nicht um sie zu genießen, sondern um sie zu studieren! Denn in ihrem tausendfältig farbigen Durcheinander verbergen sich alle die Stoffe, die der Dichter erkennen, ergründen und darstellen möchte. Und man steht vor ihren Toren, und der Einlaß zu ihr kann nur durch einen Erfolg kommen, der den Namen mit lauter Stimme hinausruft, so daß die Welt ihn hören muß und von der Suggestion ergriffen wird, der Träger dieses Erfolges gehöre ihr. Aber der Erfolg ist noch weit. – Auch wo es schien, als sei er plötzlich gekommen – dann und wann glaubt die Literaturgeschichte von solchen Fällen erzählen zu können –, ist immer lange stille Arbeit, viel verzweifelnder Unglaube am eigenen Talent, viel stumm gebliebene Qual vorhergegangen.

51

Nun, eine junge Frau, in schwieriger unklarer Lage, materiell sehr in Not, gärend in Schaffensdrang, ganz unsicher in ihren geistigen Fundamenten, ernüchert von allen törichten Vorstellungen, die sie über die

Möglichkeit des Eintritts in die große Geselligkeit gehabt hatte – wie sollte diese nicht fast zerdrückt werden von der Einsamkeit.

Der Frühling zeigte sich an. Ich ging manchmal spazieren. Im Norden Berlins! Wer sich jemals dort Eindrücke sammelte, weiß, was das heißt. Den Frühling konnte ein schweres Herz nicht finden. Ihn zu suchen, da wo er nahe der Weltstadt an Seen und in weiten Parks die Menschen bezauberte, war mir versagt. Die Zeit der Theaterpremieren war auch vorüber. In den Theatern hatte ich doch Menschen gesehen! Ich saß, unbekannt noch, zwischen ihnen. Es fehlte zu jener Zeit auch gänzlich das, was heute einer Frau den Aufenthalt in jeder Weltstadt erleichtert, die unternimmt, sich durch Talent und mit ernster Arbeit eine Stellung zu schaffen: es bestand noch keinerlei Art von Zusammenschluß der Frauen. Keine Klubs, keine Vereinigungen. Wenn ich an die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten zurückdenke, die mir fast jeden Schritt zu einem Wagnis machten, dann begreife ich recht, von welcher moralischen und wirtschaftlichen Bedeutung diese Frauenklubs sind. Dürfen wir uns nicht ein wenig rühmen, wir alle, die wir Vorkämpferinnen auf dem Weg der Frau waren – unbewaffnete, unbewußte und unbewehrte Vorkämpferinnen, zwischen dem Gestrüpp von Vorurteilen hindurch mit keiner Hilfe als der eigenen zähen Kraft?

52

Das Gefühl eines Stillstandes, einer Zeitvergeudung, die Angst vor einem »toten Rennen« gab mir endlich den Mut, bei Frau Doktor Levysohn einen Besuch zu machen; ich war im Winter zweimal dort im kleinen Kreis eingeladen und entzückt gewesen von dem Geist und Witz, der um den Tisch schwirrte. Sie empfing mich geradezu liebevoll. Mit großer Energie entschied sie, daß ich die Wohnung in Berlin N aufgeben und in die Nähe ziehen müsse. Das erleichtere den Verkehr und würde mich auch ganz von selbst bekannter machen, was mir nur nützen könne. Und wenn ich wieder einmal krank würde, dürfte ich nicht so gottverlassen bleiben. Dies war Herzensgüte ohnegleichen. Sie mochten mich leiden, und ich erwiderte diese Neigung mit aufrichtiger Freundschaft. Ich zog also baldmöglichst nach Berlin W in eine kleine Wohnung an der Apostelkirche.

Von da an war es mit der Weltverlorenheit vorbei. Schon im Frühherbst begannen im Levysohnschen Heim jene Sonntagabende, die keineswegs das waren, was man sich unter »großer Welt« und glänzender Geselligkeit vorstellt. Sie gaben mehr als nur ein prunkendes Aneinandervorübergehen von namhaften Menschen. Sie waren eine fröhliche, geistvolle, zwanglose Vereinigung. Hohe Beamte, die irgendwie es wünschenswert finden

53

mochten, mit dem einflußreichen Schriftleiter freundliche persönliche Berührung zu pflegen, Maler, Musiker und Schriftsteller von Ruf. Hier lernte ich Julius Wolff und seine Frau näher kennen; auch Adolph L'Aronge und Gattin, Stettenheim, den witzigen Schöpfer des Kriegsberichterstatters Wippchen; kurz, alles, was zu jener Zeit Ruf hatte. Ich kam aus einer Umwelt, in der es keinen Witz gab; selbst ohne Veranlagung zu ihm, aber mit rascher Aufnahmefähigkeit für diese blitzschnellen Wort- und Gedankenspielerien, bewunderte ich die geistreichen und geistesgegenwärtigen Keckheiten. Auch Paul Lindau erschien eines Abends, und es hieß, er sei gekommen, um mich kennenzulernen. Eine freundliche Gesinnung hat zwischen uns bestanden. An meinem Talent nahm er förderlich Anteil.

Zwei Persönlichkeiten aus dem allsonntäglichen Kreise traten mir in wirklicher Kameradschaft näher. Bald verkehrte ich auch in Fritz Mauthners bescheidenem Heim; seine blonde junge Frau war eine vortreffliche Klavierspielerin.

Mauthner wußte mit einer geistigen Feinheit, die ich empfand und von der ich begriff, daß sie mir Beschämungen ersparen sollte, auf die großen Lücken in meinem Wissen hinzuweisen. Und es fügte sich, daß der andere Kamerad, den ich gewann, der Mann war, mir zu helfen. Doktor Emil Schiff nahm die Stellung des Vertreters der »Neuen Freien Presse« in Berlin ein; das Wiener Blatt bedeutete die größte politische Macht unter allen Zeitungen in deutscher Sprache im benachbarten Kaiserreich wie für den ganzen Balkan, und auch die Regierung Deutschlands hatte mit ihm zu rechnen. Schiff war ein kleiner, kränklicher Mann von sehr ungünstigem Äußeren. Wissen, große Geistesgaben und herzliche Güte zeichneten ihn aus. Es ergab sich, daß wir einander beistehen konnten. Schreibmaschinen gab es noch nicht, und Schiff litt oft am Schreibkrampf. Dann konnte er mir seine Korrespondenzen für Wien diktieren; in vereinzelt Fällen kam es auch wohl vor, daß ich einen Theaterbericht oder sonst Unpolitisches anstatt seiner verfaßte, was er dann durchsah, vielleicht änderte, aber doch abschickte.

Wir trieben zusammen Philosophie und Mathematik, für welche Wissenschaft ich einen erschreckenden Mangel an Begabung bewies. Er führte mich in Schopenhauer ein; Fechner, bei dem er gehört hatte, galt seine besondere Verehrung, und dessen »Vorschule der Ästhetik« und manche seiner kleinen Schriften lernte ich kennen. Von Kant lasen wir die »Kritik der praktischen Vernunft« und Stücke aus der Anthropologie.

Mir erschloß sich der Kantische Freiheitsbegriff, und ich machte mir still für mich eine Art Formel zurecht, an die ich mich immer erinnerte, wenn es mir schwer wurde, mich in widrige Lagen zu fügen.

Der ganze Kreis von Bekannten hatte seinen Spaß an dieser Kameradschaft, deren beide Teilhaber im Äußeren gar nicht verschiedener gedacht werden konnten. Aber das war, alle Umstände wohl bedacht, gerade gut so. Der geistige Gehalt wurde von allen gewürdigt.

55 Ich wurde in dieser Zeit auch Mitarbeiterin am »Kleinen Journal«, ein etwas fragwürdiger Vorteil, denn die Honorare für kleine Plaudereien und »Anekdoten«, d.h. Miniaturnovelletten, die immer einige nette Pointen haben mußten, war jämmerlich.

Bei irgendeiner Gelegenheit lernte ich Hülsen kennen – den alten, ernsten Herrn v. Hülsen. Es war große Heroinnennot am Schauspielhaus. Man hielt es damals für eine Heroine mit der Forderung: hohe Gestalt, gebieterische Haltung usw. Hülsen sagte mir sofort: »Kommen Sie zu mir – ich brauche eine Heroine.« – »Exzellenz, ich habe gar kein Organ.« – »Kann sich entwickeln«, beharrte er, »viele Menschen glauben, sie haben keine Stimme, und können nur nicht sprechen; man sagte mir, daß Sie sehr intelligent seien; in einem Jahr bilden wir Sie aus.« – »Es geht nicht, Exzellenz. Ich habe zu Hause Kinder und im Frühling kehre ich zu ihnen zurück.« – »Ja – dann – allerdings ...« Dieser kleine Zwischenfall machte mir Spaß. – Bei den Erstaufführungen im Theater fühlte ich mich nun nicht mehr fremd. Sehr viele von den Kritikern und ständigen Besuchern lernte ich nach und nach kennen. Eines Tages, im Wallnertheater war es, lernte ich im Zwischenakt eine Persönlichkeit kennen, mit der ich nach Jahr und Tag in literarische Verbindung trat, die zu den wichtigsten meiner Laufbahn gehörte: Theodor Hermann Pantenius ließ sich mir vorstellen und saß einen ganzen Zwischenakt neben mir im entleerten Parkett. Er war mir durch seine Romane, vor allem das grandiose baltische Kulturbild »Die von Keller« bekannt. Sein Gespräch mit mir war ein tastendes Aushorchen über meine Pläne und Hoffnungen. Er war damals Schriftleiter des »Daheim«.

56 Das, was bei dieser kurzen persönlichen Begegnung noch unausgesprochen blieb, wurde nach zwei, drei Jahren schriftlich erbeten: meine Mitarbeiterschaft an Velhagen und Klasings Monatsheften, in denen dann mehrere meiner Romane und fast alle meine Novellen erschienen sind; bis zu meinem 75. Lebensjahr hat diese mir immer tieferfreuliche und mich ehrende literarische Verbindung bestanden. Der Kommerzienrat

Klasing, der geniale Verleger und gütig-gerechte Mann, teilte die günstigste Ansicht, die Pantenius und später auch dessen Kollege Hanns v. Zobeltitz von mir hatten. Doch ist dieser Bericht allzu vorauseilend.

Vorerst heißt es noch bei dem Kampf ums Dasein in Berlin verweilen. Ich hatte eine Novelle vollendet und bildete mir ein, sie könne für »Nord und Süd«, Lindaus Monatshefte, passen. Er lehnte sie ab. Ich hatte einen Roman vollendet (er hieß »Männer der Zeit«) und brachte ihn nicht an.

Welch eine Hilfe wäre es für mich gewesen, wenn ich bei meiner Rückkehr einen handgreiflichen Erfolg hätte vorweisen können! Daß ich mich in Berlin mit journalistischen Arbeiten kümmerlich vor dem Verhungern behauptet hatte, konnte von meinen »Richtern«, die zu Haus auf mich warteten, kaum eingeschätzt und gewiß nicht als »Sieg« beurteilt werden.

Einige meiner Kollegen meinten damals, ich sei vor allen ein journalistisches Talent. Aber Doktor Levysohn sagte: Nebenbei auch! Hauptsache bleibt: Fabulieren und psychologische Divination.

In allen Dingen des Lebens bin ich Pessimist. Nur in bezug auf mein Talent war ich es nie. Auch diese Rückschläge machten mich nicht feige. Weiter arbeiten! Neue Stoffe. Neue Aufgaben. Lernen, aufnehmen, Blicke schärfen, so lange ich noch draußen in der Welt war. Großes, schweres, unzerstörbares Gepäck mußte ich mitnehmen, wenn's zurück in die Enge ging.

In den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Berlin wurde immer häufiger und immer lauter ein Name genannt: Stöcker!

Der Antisemitismus wachte auf.

Seit 1848 hatte man ihn in Deutschland fast vergessen. Nun erhob er sich wieder aus seinem Schlummern, und der Hofprediger Stöcker rief ihn zu starkem Leben zurück.

Und seltsam: darüber kam es mir erst zum Bewußtsein, daß ich mich in nahezu völlig jüdischer Gesellschaft bewegt hatte – außer Frau Doktor Levysohn und mir waren wohl manches Mal nur Juden zusammen gewesen innerhalb dieses Kreises: getaufte, freigeistige, strenggläubige. In Lübeck hatte man gar keine Gelegenheit, sich mit der »Judenfrage« zu beschäftigen.

Mitte Mai hieß es dann aufbrechen. Ich beschloß, die Fahrt von Berlin nach Lübeck über Nacht zu machen. Am Morgen anzukommen schien mir aus einem unklaren Gefühl heraus leichter.

Den letzten Abend in Berlin verbrachte ich mit Dr. Arthur Levysohn und Dr. Emil Schiff. Beide Männer konnten sich wohl vorstellen, wie mir

zumute sein mochte. Der eine aus seinem unendlich glücklichen Eheleben heraus, das eines Mannes Gemüt vertieft und feinfühlig macht. Der andere, weil er selbst einen Verlust erlitt durch meine Abreise. Gute Kameradschaft im Beruf ist für jeden Arbeitenden und Kämpfenden ein freundlicher Besitz. In einer Weltstadt erhöht sich der ideale Wert solcher Gesellschaft – das Verlorensein in der Menge, das bitterer ist als Einsamkeit in der Natur, verwandelt sich in das beruhigende Gefühl vom Wissen der Verlässlichkeit eines ergebenen Menschen.

58

Auf demselben Bahnhof, wo ich fünfviertel Jahre vorher meinen kleinen Sohn abfahren sah, im dumpfen Vorgefühl, daß diese Trennung doch wohl das Zeichen meines Unterliegens im Kampf um Freiheit sei – unter den staubig düsteren Wölbungen des Lehrter Bahnhofs wechselten wir den letzten Händedruck.

59

Begegnungen mit Georg Brandes

Als sich im Herbst 1897 das literarische und gesellschaftliche Ereignis der Erstaufführung von Sudermanns »Johannes« begab, war Georg Brandes gerade in Berlin und auf dem großen Festmahl bei Felix Lehmann (damals der Teilhaber und Vertreter des Hauses I.G. Cotta Nachflg. in Berlin), das am Tage nach der Erstaufführung stattfand, hatte ich Georg Brandes als Tischherrn bekommen. Er wollte sogleich etwas aufgeklärt haben: er hatte den Eindruck eines großen Erfolges gehabt (die mehr als 100 Wiederholungen des »Johannes« bestätigten es), aber einige Berliner Kritiker hätten ihn belehrt, daß es sich nur um einen kargen Erfolg gehandelt habe. Wie sei das zu verstehen? Ich sagte ihm, daß ein Pressefeldzug gegen Sudermann begonnen habe, die psychologischen Ursachen dieses seltsamen Vorganges könne ich ihm, als fern von allem Berliner Treiben lebend, nicht erklären.

Hierauf wandte sich das Gespräch der deutschen Ausgabe seiner »Hauptströmungen« zu. Er nannte Strodtmanns Arbeit nachlässig und entstellend und fühlte sich um den rechten Eindruck seines Werkes auf deutsche Leser betrogen. Und wenn ich eine der Hauptursachen seines Zornes recht verstand, war sie die Tatsache, daß er kein Honorar erhalten hatte. Er verteilte seinen Groll auf den Herausgeber und den Verlag zu gleichen Teilen. Er war voller Schärfe über vieles, was er mit seinem gebieterischen Kritiker- und Herrscherblick in Berlin beobachtet hatte. Er besaß die zweischneidige Begabung, sich so intensiv ärgern zu können, wie ich es niemals sonst gesehen habe; er schäumte förmlich, wenn das Gespräch sich zu einem ihm mißliebigen Thema wandte. Seine wahrhaft grandiose Häßlichkeit wandelte sich im Feuer seiner Leidenschaft. Mit begieriger Aufmerksamkeit ließ ich mich von den hochgehenden Wogen seines Mißvergnügens tragen, fühlte deutlich, daß mir hier ein interessantes Erlebnis beschieden sei, und war sicher in der Voraussetzung, daß Georg Brandes am andern Tage schon seine Tischnachbarin vergessen haben würde. Aber nach etwa einem Jahr bekam ich einen Brief von ihm. In seiner kleinen, ganz feinen Handschrift, die sich niemals zum Akzent eines kräftigen Striches verstärkte, rief er mir die Stunden bei jenem Festmahl ins Gedächtnis zurück, hoffte sich unvergessen und erbat meinen förderlichen Schutz für eine junge Schauspielerin, die er gern an das Lübecker Theater bringen wolle. Da ich in Lübeck dem Theater früher sehr nahe stand und meine Teilnahme nie der Talentlosigkeit lieb, so konnte ich

61

wohl gelegentlich bewirken, daß begabte Anfängerschaft angenommen und künstlerisch vorangebracht wurde. Ich versprach Brandes, mich ernstlich seinem Wunsche gemäß zu bemühen. Es gingen in dieser Angelegenheit einige Briefe hin und her. Aber die junge Künstlerin, für die er sich einsetzte, erschien nicht auf dem ihr zgedachten Schauplatz!

62 Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Erscheinen und Verschwinden eines Kometen und Georg Brandes Aufstrahlen in meinem Leben konnte ich nach Jahr und Tag wieder feststellen. Vom 16. Oktober datiert, bekam ich 1906 einen Brief von ihm aus Hamburg: »Vor hundert Jahren« habe er mich bei Sudermann getroffen; ich habe ihm einmal einen Dienst geleistet; jene »kleine Dame« sei aber sehr undankbar gewesen, und er habe sie aus den Augen verloren (mit ein wenig Phantasie könnte man aus dem Vorfall einen kleinen Lustspielstoff formen: das junge und wunderhübsche Talent oder Talentchen, das sich dem großen Protektor entzieht). Nun sitze er in Hamburg, habe einen Tag der trostlosen Einsamkeit hinter sich und käme am Mittag um 12 Uhr nach Lübeck. Er lud mich ein, mit ihm im Hotel zu frühstücken. Ich schickte ihm ins Hotel eine Zeile entgegen, die ihn bat, besser von mir zu denken: es sei nicht hiesige Gepflogenheit, uns von zugereisten Gästen einladen zu lassen, sondern wir beanspruchten, Wirte sein zu dürfen; ich erwarte ihn demnach alsbald bei mir. So saßen wir denn in belebtester Zweisamkeit am Tische bei rasch improvisierter Speisenfolge. Er lehnte alle die Weine ab, die man bei uns zum Lunch anbietet, zeigte sich aber für französischen Champagner geneigt, falls solcher vorhanden. Beim Heidsieck geriet er dann in ein Feuerwerk von Einfällen, Randglossen, Anekdoten. Er sprach mit Verachtung von Tiefstand der Unterhaltung in den deutschen Salons, gab aber auch zu, daß die französische nicht das sei, was er von ihr erwartet habe. Allerwärts ende das Gespräch mit der Wendung auf das Klatschhafte: ob es wahr sei, daß Alphons mit Estelle ... und ob man bemerkt habe, daß Lucile versuche, sich Prosper zu bemächtigen usw. Immer seien den Leuten die Beziehungen der Geschlechter zueinander wichtiger als das geistige Interesse. Er erzählte mit der größten Indiskretion, wie die deutschen Autoren ihn mit Zusendungen belästigten, ja geradezu höhnisch sprach er darüber, daß Thomas Mann ihm die Buddenbrooks zugeschickt habe, und es fiele ihm nicht ein, das dicke Buch zu lesen. (Ich denke, er wird sich später doch damit beschäftigt haben – haben müssen.) Alle wollten durch ihn berühmt werden! Immer mehr gab er sich förmlichen Schwelgereien im Deutschenhaß hin. Und ich erschrak wieder einmal vor dem Rätsel, daß

63

große Künstler, die bei uns das klarste und sichertragendste Echo und den weithallendsten Ruhm fanden, uns mit Haß danken. Ausnahmen wie Ibsen und Björnson sind selten. Daß Brandes ein Hasser von Kraft und Intensität sei, wußte ich ja, und für die Fähigkeit zum Hassen habe ich viel Verständnis. Hier aber mußte ich ihn mit einigen vorsichtigen Worten daran erinnern, daß eine deutsche Frau seine Zuhörerin sei.

Merkwürdigerweise war ich nicht so schroff verletzt, wie ich es jedem andern gegenüber gewesen wäre. Kämpfer sind selten liebenswürdig, aber es war eine so wundersame Mischung von Streitbarkeit und Enthusiasmus in ihm, daß er hinreißend wirkte und man nur staunte, daß er sich nicht an seinem eigenen Feuer verbrannte. Ein Enthusiast des Verstandes, ein Realist, der vermutlich erschreckt gewesen wäre, wenn man ihm die see-lische Disposition zum Vordringen in die Sphäre des transzendentalen Idealismus abgesprochen hätte. Wahrscheinlich lagen auch hier die Ursachen seiner Abneigung gegen Schelling.

Als er nach sehr ausgedehntem Verweilen Abschied nahm, sagte ich fröhlich, wie ich es im überströmenden Reichtum seiner Unterhaltung geworden war, er könnte beruhigt voraussetzen, daß mir aus unserer Beziehung nicht die Anregung entstehen werde, ihm ein Buch von mir zu schicken, um durch ihn »berühmt« zu werden. Er lachte und scherzte: »Na, wer weiß, tun Sie's nur doch!« Gern hätte ich ihm dann später meinen »Königlichen Kaufmann« gesandt, aber ich dachte an seinen Spott über andere Autoren und unterließ es. Erst 1911 schickte ich ihm meine »Charlotte von Kalb«, nachdem sie, als erste Biographie, von der Psychologie aus gesehen, Anerkennung von unseren großen Literaturprofessoren gefunden hatte, was ihm vielleicht nicht entgangen war. Er aber schwieg.

Der Krieg kam. Und ich erlebte es, daß sich Brandes mir mit einer sehr schönen Geste würdig näherte. Er schrieb mir am 11. November 1914 aus Kopenhagen einen, natürlich durch die politische Kontrolle gegangenen Brief, aus dem ich diese Stellen gebe: »Er fühle mit Scham, daß er mir keinen Dank gesagt habe, der ihm auf den Lippen brenne.« – »Es gehe oftmals so, daß man viel an eine Persönlichkeit denke und doch nicht dazu komme, ihr ein Lebenszeichen zu geben.« – »Ich würde in der ernstesten Kriegszeit anderes zu denken haben als an seine, in meinem reichen Leben doch so vorübergehende Erscheinung. Er habe noch einmal ›Charlotte von Kalb‹ gelesen. Und müsse doch sagen, daß das kleine Buch ausgezeichnet sei.« Für diese ganz unerwarteten Äußerungen hatte ich nur eine Deutung: er entsann sich des Kataraktes von Haß gegen Deutschland, der

65 einst, als er mein Gast war, von seinen Lippen stürzte, und wollte mir nun zeigen: ich finde keine Freude an eurer Not, ich bin neutral! Wie er ja auch sonst dem Kriegserlebnis gegenüber eine objektive Haltung einnahm.

Das funkelnde und schlagfertige Gefecht, das dieser große Kämpfer ein unerhört langes Leben voll Geisteskraft bis zuletzt geführt hat, ließ ihm doch Besonnenheit. Er war wirklich ein Schöpferischer, weil er Wege zum Weiterkommen wies. Und an ein bedeutendes Wort von ihm wollen wir uns gerade in diesem Augenblick erinnern. »Reaktion als solche ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Rückschritt. Weit entfernt davon! Im Gegenteil, eine wahre, ergänzende Reaktion ist Fortschritt. Aber eine solche Reaktion ist kräftig und von kurzer Dauer und stagniert nicht ...«

66

Ich selbst?

Wenn ich von tausend Millionen sprechen will, kann ich das mit einem Wort ausdrücken, ich sage: eine Milliarde. Wenn ich aber von einer Unsumme von Arbeit, Leiden, Freuden, Illusionen, Enttäuschungen, Kämpfen, Schönheiten, Unbegreiflichkeiten, Widerwärtigkeiten reden soll, kann ich das nicht kurz tun, geschweige denn alles mit einem Wort ausdrücken. Hier unterbricht mich schon ein schlagfertiger Leser und bemerkt überlegen: es gibt doch ein Wort, das das alles zusammen benennt; es heißt: Leben! Dieser Schlagfertige hat Unrecht. Das Leben ist kein arithmetischer Begriff, und es gibt keine gleichen Leben. Jedes ist ein unvergleichbares Ereignis für den, der es durchstreitet. Ich glaube selbst bei den Trappisten und den Klarissinnen: so stumm und gleichförmig dies religionsautomatisch aufgezoogene Menschentum äußerlich auch seine Tage sich abspinnen sieht, drinnen in der Brust eines jeden wohnt doch ein Sonderleben, und sei es auch nur das der Erinnerung.

Ich habe mich gefragt, ob es leicht oder schwer sei, von mir zu sprechen. Es ist leicht – nicht etwa, weil ich mir selbst kein interessanter Stoff mehr bin, sondern weil die höchstmögliche Reife (vollkommene Reife gibt es nicht!) eines mit der völligsten Unschuld gemeinsam hat: die gänzliche Unbefangenheit. Konventionell zu sein, wäre auch zu mühsam für jemanden, der sich immer mit dem Studium des Menschen beschäftigt hat, und dessen heimliches, persönliches Ziel war, einfach zu werden! Für eine Frau wohl das schwierigste aller Ziele, vor allem für eine, bei der »Mutterchaft und Künstlertum« (siehe den so betitelten Abschnitt in meinem Buche »Germaine von Staël«) sich in einem nie auszugleichenden Interessenstreit befinden. Mit Zielen ist es nun so wie mit dem Landungspunkt des Schiffers, der einen über den Nil setzt und wegen der gewaltigen Strömung die Richtung ein Viertelkilometer weiter flußaufwärts nimmt, als er eigentlich ankommen will und kann. Auch bei ethischen Zielen drängt der Strom des Lebens einen doch beträchtlich niedriger ans Ufer, als man erstrebt hatte.

In Biographien wird immer erstaunlich viel umgruppiert. Um zwei Beispiele zu geben, die mir gerade einfallen: in Liliencrons Biographie ist die Geschichte, wie seine nachmalige zweite Frau durch Hermann Heidebergs Vermittlung in mein Haus kam und wie sie es wieder verließ, mit ein paar ganz unwahren Worten berichtet, während in der Tat diese Episode für alle Beteiligten ungemein charakteristisch war. Was in Geibels

68 Biographien und nach seinem Tode in seiner Leichenrede von seiner Ehe gesagt wurde, weicht völlig von dem ab, was Bodenstedt als miterlebender Zeuge mir einst erzählt hat. Aber freilich: Ehegeschichten eignen sich wohl eigentlich nicht zu Beispielen, denn sie haben immer zwei Seiten, und beide können wahr sein. Wie fast jede Daseinsäußerung auf jeder Stufe des Darzustellenden zwei verschiedene Beleuchtungen verträgt; welche unumstößliche Wahrheit schon dartut, daß fast in jeder Biographie die Unterströmungen, und damit die eigentlichste Möglichkeit, den Dargestellten genau zu erkennen, fehlen. Autobiographische Notizen sind zuverlässiger. Aber das Notwendigste davon findet sich ja immer im Meyer und Brockhaus, darin niemand, der dort genannt ist, sich vereinsamt fühlen wird, und die ungeheure Menge der Namhaften drückt einen selbst zum winzigen Pünktchen im Gesamtbild der Kultur herab. Und was geht das Publikum eigentlich das an, was über die standesamtlichen Angaben hinausgeht? Ist man ein Vergänglicher, gewiß sehr wenig. Und den Unvergänglichen spürt die Nachwelt durch und durch; sie interpretiert hinein und heraus nach literarischem Feinschmeckervergnügen, nach vorgefaßten Meinungen, zu Umknetungszwecken, um eigene Weisheit leuchten zu lassen. So ein Unvergänglicher bin ich nicht, diese Beschäftigung mit mir herauszufordern. Höchstens komme ich noch einst in die »Anmerkungen« zu den Biographien anderer, wenn über diesen oder jenen höchst Namhaften der letzten dreißig, vierzig Jahre aus meinen Briefschätzen Erläuterungen zu ziehen sein würden. Und im Verzeichnis der Schillerliteratur wird meine psychologische Biographie der Charlotte von Kalb, welches Buch beträchtliches Aufsehen machte und das erste geschlossene Lebensbild der Freundin Schillers ist, nicht fehlen. Ebenso wenig in der Liste der Goetheliteratur meine Studie »Das Martyrium der Charlotte von Stein«.

69 Was die oben erwähnte Einfachheit betrifft (man könnte auch sagen: Schlichtheit oder Bescheidenheit), so ist mein Dasein mit einem großen Vorteil begnadet gewesen (von dem bitteren Nachteil, der mit diesem Vorteil verbunden war, spreche ich noch). Ich lebte, seit meine Heirat mich aus der von geistigen und politischen Interessen erfüllten Atmosphäre meines Vaterhauses entführte, fast immer unter unliterarischen Menschen. (Die ersten Jahre meiner Ehe waren überhaupt, wie es bei Tausenden von Frauen und besonders den intelligenten, sind, eine schwere und in geistiger Beziehung quälende Zeit; Kinder kommen; man ist selbst noch erschreckend unreif, man soll sich auf einen nicht angeborenen Familienkreis

abstimmen, dessen Mitglieder man sich auch bei gereifter Erkenntnis nie zu seinem Umgang gewählt hätte.) Natürlich pflegte in meinem eigentlichen Gesellschafts- und Freundeskreis die eine oder andere Persönlichkeit geschmackvoll und eifrig literarische Neigungen. Aber es wehte doch durchaus die Luft der realen Welt, die hanseatische Luft, die vom Salz der Meere durchhaucht ist, und in welcher die Kulturmission des Kaufmannes und die ordnende Tätigkeit des Juristen natürlicher gedeiht als die des Literaten. (Dieser Luft verdanke ich meinen Roman »Ein königlicher Kaufmann«.) Das hat mich vor der Überschätzung literarischen Schaffens geschützt. Wer zwischen lauter Kunstschöpferischem lebt, denkt oder fühlt, als seien ihre Taten der Angelpunkt der Kultur überhaupt.

Man hat sich so oft gewundert, daß ich seßhaft in Lübeck geblieben bin. Meine jüngeren Mitbürger, die sich durch ihre Begabungen zum Kampf um das bittere Grün der Lorbeerkrone berufen sahen, sind gegangen: Heinrich Mann, Thomas Mann; Fritz Behn, Joachim Pagels, Schwegerle, die drei erfolgreichen Bildhauer; Otto Grautoff, der Kunsthistoriker. Mich haben keineswegs nur persönliche Fesseln gehalten, die sich nicht lösen ließen, auch nicht allein Aufgaben, die unbedingt erfüllt werden mußten. Ich habe ein ganz merkwürdig starkes Heimatgefühl, ich brauche die »Waterkant«! Es lebt sich so gut in solcher Stadt voll alter Geschichte, deren eigentlichster Bevölkerungskern durch unzählige Traditionen miteinander verkittet ist, und die in immer stärkerem Aufblühen auch die Anregungen der Großstadt gerade in aufnehmbarem Maße bietet. Und viele und weite Reisen waren ja bis zum Kriege der selbstverständliche Inhalt eines Teils des Jahres. Und wie festlich und erquicklich ist bei solchen Lebensumständen dann das gelegentliche Zusammensein mit erlesenen Freunden aus künstlerischer Zone. Die Beziehungen sinken nicht, sie werden nie gefährdet durch die elektrischen Spannungen, die immer mal eintreten und zur Parteinahme für oder gegen nötigen, wo Sterne in allzu häufiger Nähe zueinander sich in der Entfaltung ihres Lichts vom Nachbargestirn beeinträchtigt fühlen.

Aber wenn man so fern vom literarischen Getriebe einer Weltstadt lebt, hat man auch einen schweren Nachteil, mit dem der Genuß der gesünderen Freiheit und des bequemeren Lebens teuer bezahlt wird. Ich will noch gar nichts sagen, daß dieser Nachteil der ist, daß man keiner Clique angehört. Aber es gibt ein Volkswort: Ansehen tut gedenken. Man kennt keine Kritiker, man begegnet ihnen nicht. Wer nur ungefähr weiß, wie riesig die Zahl der Neuerscheinungen ist, aus denen der Kritiker sich einige

71 Werke herauswählen muß, versteht seine Schwierigkeiten. Es ist so menschlich, daß er dann am ehesten, am wohlwollendsten und ausführlichsten die Bücher jener Autoren bespricht, denen er oft persönlich begegnet, deren redlichen Kunstwillen er aus Unterhaltungen kennt. Ich stehe ganz allein. Und da sind auch noch andere Dinge. Also Beziehungen und Förderungen fehlen mir ganz. – Um so dankbarer bin ich den wenigen Männern, die sich, ohne mich persönlich zu kennen, mit meinen Arbeiten anerkennend beschäftigen, worunter ich einige autoritative Universitätsprofessoren nennen könnte.

Ich habe mir auch vielfach selbst im Wege gestanden. Oben sprach ich von Aufgaben, die unbedingt erfüllt werden mußten. Sie waren erst die der Befreiung, dann wurden sie eines Tages plötzlich wirtschaftlich. Erst mußte ich Romane schreiben, um der nächsten Umwelt zu zeigen, daß ich immerhin einige Individualitätsrechte habe und daß eine Begabung keine brotlose Kunst und Zeitverschwendung sei; dann traten schmerzliche Ereignisse ein, die mir zeigten, daß bürgerliche Pflichten über den literarischen stehen können. Übrigens hat mir dieses Schaffen oft viel Vergnügen gemacht und Unzähligen auch Freude bereitet. Doch habe ich die mir peinliche Einschätzung als Unterhaltungsschriftstellerin ertragen müssen, und für manches Werk war sie auch zutreffend. Das hat dann der Bewertung anderer Schöpfungen geschadet. Ich glaube indessen, daß Romane wie »Ein königlicher Kaufmann«, »Die Opferschale« u.a. als Dokumente einer bestimmten Epoche ihren Wert haben; und daß sie eine Fülle von Psychologie enthalten, die auch anspruchsvollsten Lesern manches zu sagen wußte, ist mir oft genug aus Leserkreisen des In- und Auslandes bestätigt worden. Wenn man nicht an sich selbst glaubte, 72 dürfte man ja überhaupt nicht schreiben. Es sagte mir einmal Fritz Mauthner, als wir beide noch Anfänger waren, ungefähr dies: »Man schreibt, weil man das, worüber man schreibt, besser zu verstehen glaubt als andere Leute.« Indessen spüre ich doch, daß selbst meine »Unterhaltungsromane« immer noch mehr gelesen werden als meine literarhistorisch-psychologischen Arbeiten. Diese setzen sich nicht so rasch durch.

Und doch lernt man einen Verfasser, dem man Teilnahme zuwendet, immer noch genauer aus solchen Werken kennen als aus allem, was er über sich selbst sagt. Feiner Spürsinn mag aus »Charlotte von Kalb«, aus »Dem Martyrium der Charlotte von Stein« und meinem kürzlich herausgekommenen Werk »Germaine von Staël«, meine eigentlichste Biographie (nicht die äußerlichen Daten), herauskristallisieren. Germaine sagt einmal

ein sehr hartes Wort: »Ich liebe nicht mehr, was ich geliebt habe, und ich achte nicht mehr, was ich geliebt habe.« Welcher Erfahrene könnte diesen Ausspruch nicht als Unterschrift unter manche Erinnerung seines Lebens setzen.

Und nun? Der Schluß? Wer von uns nun Siebzigjährigen erträgt den Rest der Tage anders als mit Widerwillen? Trägt ihn nur, weil man es Kindern und Enkeln schuldet, aufrecht zu bleiben. Es brach zusammen, was man sein Dasein hindurch werden und wachsen sah – das Vaterland. Man hat oft das Gefühl, umsonst gelebt zu haben. Welche Saat soll man ausstreuen auf einem Boden, dessen Fruchtmöglichkeiten man anzweifelt? Aber dennoch heißt es arbeiten, denn um unseren Feierabend sind wir betrogen. Ich dachte einst in fröhlicher Geistesfrische, ihn mir mit allerlei Liebhabereien – Aquarellieren und Blumenzucht – reizvoll auszufüllen. Dergleichen ist einem aus der Hand geschlagen. Es ist aber doch ein wunderbares Gefühl, so alt zu sein und sich vollkommen vom Leben durchpulst zu spüren. Und da halte ich mir denn immer Goethes Spruch vor: »Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann. Die Nacht tritt ein, wo niemand schaffen kann.«

73

74

Biographie

- 1852** 17. April: Ida Cornelia Ernestina Ed wird in Bergedorf bei Hamburg als jüngstes von zehn Kindern des Reichstagsabgeordneten, Journalisten und Herausgebers der von ihm begründeten »Eisenbahn-Zeitung« Christoph Marquard Ed und seiner Ehefrau Friederica A. P. Seltzau geboren.
- 1865** Übersiedlung der Familie nach Lübeck, wohin ihr Vater den Sitz der »Eisenbahn-Zeitung« verlegt hat.
- 1870** Heirat mit dem Lübecker Großkaufmann Karl Johann Boy. Aus der unglücklichen Ehe mit dem willensschwachen Gatten gehen vier Kinder hervor. Die Schwiegereltern, in deren Haus die Familie lebt, untersagen ihr jede schriftstellerische Tätigkeit.
- 1878** *Herbst*: Nach der Geburt des vierten Kindes verläßt sie ihren Ehemann und geht mit dem ältesten Sohn für anderthalb Jahre nach Berlin, um sich ganz dem Schreiben zu widmen. Rudolf Mosse, der Verleger des »Berliner Tageblatts«, überträgt ihr als freier Mitarbeiterin die Theaterkritiken.
- 1880** Von der Familie ihres Mannes gezwungen, kehrt sie nach Lübeck zurück. Die Scheidungsverhandlungen scheitern.
- 1882** Ihr erstes Buch, die Novellensammlung »Ein Tropfen«, erscheint. In den folgenden vier Jahrzehnten veröffentlicht sie mehr als 70 Romane, Erzählbände und Biographien sowie zahlreiche Aufsätze für Zeitungen und Zeitschriften. Die Vorabdrucke in Zeitschriften wie der »Gartenlaube« und »Velhagen & Klasings Monatsheften« verschaffen ihr später hohe Honorareinnahmen und ermöglichen ihr ein unabhängiges Leben.
- 1883** Erste Begegnung mit Michael Georg Conrad, dem Wortführer des Naturalismus.
- 1885** Tod des Vaters. Die »Eisenbahn-Zeitung« wird von einer Erben-gemeinschaft fortgeführt. Ida Boy-Ed gibt dem einflußreichen Blatt fortan sein geistiges Gepräge. Hier erscheinen später die ersten Arbeiten des Gymnasiasten Heinrich Mann. Ihr Haus wird in den folgenden Jahrzehnten zum Treffpunkt der Schriftsteller, Maler und Musiker.
»Männer der Zeit« (Roman). In dem Roman grenzt sie sich vom Naturalismus ab und bekennt sich zum poetischen Realismus.

- 1886 »Dornenkronen« (Roman).
- 1888 »Ich« (Roman).
- 1889 »Fanny Förster« (Roman).
- 1893 Erste Bekanntschaft mit Thomas Mann, damals Gymnasiast in Lübeck.
»Die große Stimme« (Novellen).
- 1894 »Werde zum Weib« (Roman).
- 1900 Das Boysche Familienunternehmen muß Konkurs anmelden, nachdem jahrelang der schleichende Bankrott vertuscht und Ida Boy-Eds väterliches Erbe in das Geschäft eingeflossen und damit verloren war. Sie übernimmt die Abwicklung der Schulden ihres Ehemannes aus seiner Teilhaberschaft, muß ihr Haus und die von ihrem Bruder weitergeführte »Eisenbahn-Zeitung« verkaufen.
- 1903 Beginn des bis an ihr Lebensende reichenden Briefwechsels mit Thomas Mann, der nach der Veröffentlichung der »Buddenbrooks« (1901) in seiner Vaterstadt Lübeck zur Unperson geworden ist. Dem Einsatz von Ida Boy-Ed ist die spätere Versöhnung Lübecks mit Thomas Mann zu verdanken.
- 1904 Der Tod des Ehemanns befreit sie vom psychischen Druck, unter dem sie seit Jahren gelitten hat.
- 1907 »Fast ein Adler« (Roman).
- 1910 »Ein königlicher Kaufmann« (Roman).
- 1912 In Anerkennung ihrer schriftstellerischen Verdienste stiftet ihr der Lübecker Senat eine große Wohnung im historischen Burgtorhaus als lebenslängliches Ehrengeschenk.
- 1916 »Die Opferschale« (Roman).
»Das Martyrium der Charlotte von Stein. Versuch ihrer Rechtfertigung« (Biographie).
- 1920 »Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie« (Biographie).
- 1921 »Germaine von Staël« (biographische Studie).
- 1926 Ihr letzter Roman »Gestern und Morgen« erscheint.
- 1928 *13. Mai*: Ida Boy-Ed stirbt im Alter von 76 Jahren in einem Sanatorium in Travemünde. Lübeck flaggt halbmast.